Johann Valentin Pietsch.

Sein Leben.
Bibliographie seiner Schriften.
Seine literarische Stellung.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Johannes Hülle.

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

WEIMAR.
Alexander Duncker Verlag.
1915.

Eingereicht am 5. Mai 1915.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren
Dr. F. Muncker und
Dr. H. Paul.

Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juni 1915.

Die vorliegende Dissertation umfaßt die drei ersten Kapitel einer größeren Arbeit, die ganz der Fakultät vorlag und vollständig unter dem Titel „Johann Valentin Pietsch. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ als Band L der von Franz Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“ (Weimar, Alexander Duncker Verlag) erscheint.

Meiner lieben Mutter.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552310_0127

Vorwort.

Die vorliegende Abhandlung verdankt ihre Entstehung einer Anregung meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Professors Dr. Muncker, dem ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Die Arbeit wäre in allen Stücken unzulänglich, der biographische Teil überhaupt unausgeführt geblieben, wenn es mir nicht möglich gewesen wäre, in der Heimatstadt Pietschs, in Königsberg, Nachforschungen nach Material anzustellen.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen Behörden und Privatpersonen, die mir während eines längeren Aufenthaltes in Königsberg mit Rat und Tat zur Seite standen und meinen Wünschen bereitwilligst entgegenkamen, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen: vor allem den Beamten der Königlichen und Universitäts-Bibliothek, ferner der Stadtbibliothek, dem Königlichen Staatsarchive, dem damaligen Rektor der Albertus-Universität, Herrn Professor Dr. Gerlach, dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät, Herrn Professor Dr. Mitscherlich, dem Direktor des Königlichen Friedrichs-Collegs, Herrn Dr. Rausch, dem Direktor des Kneiphöfischen Gymnasiums, Herrn Professor Dr. Amstedt, dem Direktor des Löbenichtschen Realgymnasiums, Herrn Geheimrat Wittrien, dem Direktor des Altstädtischen Gymnasiums, Herrn Dr. Dirichlet, Herrn Hofapothekenbesitzer Assessor Hagen, Herrn Geheimen Konsistorialrat D. theol. Lackner, Pfarrer an der Altstädtischen Kirche, Herrn Superintendent Plath, Pfarrer an der Löbenichtschen Kirche, Herrn Lic. theol. Nietzki, Pfarrer am Dom.

Mein Dank gebührt ferner dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin und der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, die mir einzelne Bände der Gottsched-Briefsammlung nach München übersandte und mir deren monatelange Benutzung ermöglichte.

In gleicher Weise bin ich zu Dank verpflichtet den Beamten der Universitäts-Bibliothek sowie der Hof- und Staatsbibliothek zu München, ferner den Verwaltungen der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der Universitäts-Bibliotheken zu Göttingen und Greifswald, der Stadtbibliothek zu Hamburg.

München, im Juli 1915.

Johannes Hülle.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel.	Das Leben und die wissenschaftliche Tätigkeit Pietschs	1
2. Kapitel.	Einzeldrucke und Ausgaben der Gedichte Pietschs	26
3. Kapitel.	Die literarische Stellung Pietschs	36

Erstes Kapitel.

Das Leben und die wissenschaftliche Tätigkeit Pietschs.

Die Dichter, welche Zeitgenossen von Johann Valentin Pietsch waren, fanden in den Herausgebern ihrer Werke zugleich ihre Biographen: so F. R. L. von Canitz und Johann von Besser in Johann Ulrich König, und König wiederum in Johann Leonhard Rost; Benjamin Neukirchs Leben beschrieb sein Herausgeber Gottsched. Auch Johann George Bock, der Herausgeber von Pietschs Werken, hatte diese Absicht; es bleibt zu bedauern, daß er sie nicht ausführte, denn keiner wäre zum Biographen Pietschs berufener gewesen als Bock, der Pietsch persönlich nahe stand und dessen Leben fast ganz miterlebte.

So besitzen wir nur die kurzen Berichte über Pietschs Leben, die in größeren Sammelwerken enthalten sind; trotzdem diese Berichte wenig genug besagen, sind sie sich doch über verschiedene Daten seines Lebens nicht klar geworden. Die älteste Mitteilung enthält: Michael Ranfft, „Der Genealogische Archivarius auf das Jahr 1733", Leipzig 1734, VII. Teil, S. 224 ff. Ranffts Mitteilungen wurden fast wörtlich übernommen in das „Zedler'sche Universallexikon", Tomus XXVIII, S. 134 f. Lpzg. 1741.

Unter den Werken Gottscheds findet sich ein Abriß von Pietschs Leben im „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste", IV. Band, S. 449 f., Lpzg. 1747; die hier gegebene Darlegung wurde wieder abgedruckt: „Handlexicon oder Kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste; zum Gebrauche der Liebhaber derselben herausgegeben von J. C. Gottsched", Lpzg. 1760, Spalte 1303 f.

Ferner geben kurze Mitteilungen:

Daniel Heinrich Arnoldt, „Historie der Königsbergischen Universität", Band II, S. 404. Königsberg 1746; ferner Johann

Caspar Wetzel, „Analecta hymnica“, Band II, 5. Stück, S. 602 f. Gotha 1755; endlich die Gelehrten- und literarischen Lexika:

Jöcher, „Gelehrten-Lexikon“, Bd. III, Spalte 1561. Lpzg. 1751,

Adelungs „Fortsetzung zu Jöchers Gelehrten-Lexikon“, Bd. VI, Sp. 171. Bremen 1819,

„Hannoverisches Magazin“, 6. Jahrgang 1768, S. 91,

Friedrich Carl Gottlob Hirsching, „Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen“, Bd. VII, S. 279 f. Lpzg. 1805,

Samuel Baur, „Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch“, Bd. IV, S. 382. Ulm 1809.

In neuerer Zeit schrieb Max von Waldberg für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ einen Artikel über Pietsch (Bd. 26, S. 123 f.), der in biographischer Hinsicht nichts Neues bringt.

In den letzten zwei Jahrzehnten haben die Gottsched-Biographen Gelegenheit genommen, das über Pietschs Leben Bekannte zu rekapitulieren, ohne über Gottscheds Angaben hinauszugehen: zuerst Johannes Reicke in seiner Dissertation: „Zu J. C. Gottsched's Lehrjahren auf der Königsberger Universität“, in der „Altpreußischen Monatsschrift“, Bd. 29, Königsberg 1892, besonders S. 103 f.; dann Gustav Waniek, „Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit“, Lpzg. 1897, S. 14; und jüngst Eugen Reichel, „Gottsched“, Berlin 1906 ff., Bd. I, S. 78 f.

Im folgenden soll es unternommen werden, über Gottscheds Angaben hinauszugehen und unter Benutzung aller auffindbaren Nachrichten ein möglichst vollständiges Bild vom Leben und zugleich von der wissenschaftlichen Tätigkeit Pietschs zu geben. Pietsch war Universitätsprofessor; so stand er nicht allein und abseits vom Leben, sondern war ein Glied in einer großen Körperschaft; er vereinigt gleichsam um sich ein Stück Universitätsgeschichte. Die Versuchung lag nahe, aus der Fülle des bisher unerschlossenen Materials manches kulturhistorisch Interessante beizutragen, es ist dies aber vermieden worden. Nur einiges soll herangezogen werden, das geeignet ist, Pietschs Tätigkeit ins rechte Licht zu stellen.

*

Johann Valentin Pietsch wurde am 23. Juni 1690[1] zu Königsberg in Preußen geboren, und zwar im Stadtteile Löbenicht[2], als das erste Kind des „Gerichtsverwandten" im Löbenicht und „Medizinalapothekers" Valentin Pietsch. Nach Königsberger Sitte wurde er wohl schon am folgenden Tage, dem 24. Juni, zur Taufe getragen[3], wobei er nach dem Heiligen des Tages den Namen Johann und nach seinem Vater den Namen Valentin erhielt.

Von seinem Vater wissen wir nur wenig. Sicher war er kein geborener Königsberger, wie überhaupt die Familie Pietsch nicht zu den alteingesessenen Königsberger Familien gehört[4]. Da Valentin Pietsch in Pillau eine Brauerei besaß, ließe sich vermuten, daß er dort beheimatet sei, doch ist der Name in den Kirchenbüchern dieser Stadt nicht nachweisbar. So bleibt nur die Annahme, daß er aus der Fremde nach Ostpreußen eingewandert ist, und wohl wahrscheinlich aus Schlesien, wo der Name Pietsch recht häufig vorkommt. Nach Schlesien als der Heimat weist auch eine literarische Bemerkung. Joh. Caspar Wetzel sagt in seinen schon erwähnten „Analecta hymnica" bei Besprechung eines Predigers Georg Pietsch, der 1669 zu Grünberg in Schlesien geboren wurde: „Der berühmte Poet und Professor Joh. Valentin Pietsch . . . ist mit ihm Geschwisterkind gewesen." — In Königsberg gehörte Valentin Pietsch zu den angesehensten Bürgern, zumal nachdem er die kurfürstliche Hofapotheke übernommen hatte. Er kaufte diese 1696 von der Witwe des vorigen Hofapothekers um den Preis von 20500 Gulden[5], und der Kurfürst Friedrich III. bestätigte die Übernahme durch ein Privileg vom 10. Mai 1697. Noch vor 1700 erhielt er den Titel eines Hofrats. Er war ein nüchterner und ernster Mann, unermüdlich tätig bis ins hohe Alter. Durch Sparsamkeit erwarb er sich ein

[1] Nicht am 23. Januar, wie Goedeke (Grundriß III, S. 348) angibt.

[2] Die nebeneinander bestehenden Städte Altstadt, Kneiphof, Löbenicht wurden erst 1724 zu einer Stadt vereinigt.

[3] Der Tauftag läßt sich nicht ermitteln, da die Taufregister der Löbenicht-Pfarrei für die Jahre 1684—1700 bei dem großen Stadtbrande von 1764 mit verbrannten.

[4] Auch J. Gallandi, „Königsberger Stadtgeschlechter" (Altpreußische Monatsschrift Bd. 19/20, 1882/3) erwähnt die Familie nicht.

[5] Laut den „Burgfreyheitlichen Besatzbüchern" (Kgl. Staats-Archiv Königsberg).

stattliches Vermögen, so daß er zu einer Zeit, die in Ostpreußen allgemein als eine des wirtschaftlichen Niederganges galt, als reicher Mann dastand und seinen Kindern ein großes Erbe hinterließ. Um Erziehung und Ausbildung seiner Söhne war er sehr besorgt, aber in seinem nüchternen Sinne waren ihm die praktisch verwertbaren Wissenschaften, wie die Medizin, lieber als rein gelehrte Studien, vor allem lieber als die Poesie. Ein späteres Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn hat in diesem Charakterunterschied seinen tieferen Grund.

Die Mutter, Maria Pietsch, war eine echte Ostpreußin; am 13. April 1666 wurde sie zu Pobehten im Samlande geboren als eine Tochter des Pfarrers M. Reinhold Bock und seiner Frau Susanna. Früh verwaist, fand sie in Königsberg bei dem Theologieprofessor Samuel Werner Aufnahme und Erziehung. Am 20. Mai 1688 schloß sie mit dem Apotheker Valentin Pietsch den Ehebund. Die Ehe war recht glücklich: acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, sind ihr entsprossen, von denen zwei Töchter und ein Sohn in zartem Alter starben. Der Grundzug im Charakter von Pietschs Mutter war eine innige Frömmigkeit, und zu solcher erzog sie denn auch ihre Kinder.

Die Hofapotheke, das Elternhaus Pietschs, ein stattlicher Barockbau mit breitem Giebel[1], lag seit ihrer Gründung im Stadtteile der Burgfreiheit an der Ecke von Junker- und Kehrwiedergasse (jetzt Junker- und Theaterstraße); die Front schaute in die Junkergasse, eine der vornehmsten von Alt-Königsberg. Hier verlebte Pietsch seine Kinder- und Jünglingsjahre, in die die denkwürdige Zeit der Erhebung Preußens zum Königreiche fällt, da Königsberg Tage ungeahnten höfischen Pompes sah.

Wo Pietsch durch gelehrten Unterricht für die Universität vorbereitet wurde, wissen wir nicht. Von den damaligen Gelehrtenschulen kommen in Betracht zunächst die Löbenichtsche Parochialschule als die Schule der Pfarrei, zu der die Burgfreiheit gehört, das altberühmte Kneiphöfische Gymnasium, die Altstädtische Lateinschule und endlich die damals junge Gründung des Hallenser Pietismus, das Collegium Fridericianum; doch blieben die Nachforschungen in den Schülerlisten dieser vier Schulen erfolglos. So bleibt nur übrig, daß er privaten Unterricht

[1] 1913 abgebrochen, im Neubau begriffen.

empfing, was die Wohlhabenheit des Vaters auch erlaubte. Sein Lehrer war wohl der M. Arnold Heinrich Sahme (geb. 1676)[1]. Dann erklärt sich der Zusatz, der sich auf dem Titelblatt eines Gratulationsgedichtes findet, das Pietsch verfaßte, als Sahme 1709 Diakonus im Löbenicht wurde: „Aus schuldiger Danckbahrkeit vor die Treu-genossene Information entworffen."[2] — Lange freilich dürfte der Unterricht nicht gedauert haben, denn noch am Schluß des Wintersemesters 1704/5 wurde der noch nicht Fünfzehnjährige unter dem Prorektorate des Theologieprofessors Friedrich Deutsch an der Königsberger Albertina immatrikuliert: „Johannes Valentin Pietsch, Reg. Pr. stipul." lautet der Eintrag in die Matrikel. Die Bemerkung stipul. bedeutet: stipulata manu obsequium promisit. Er wurde also wegen seines jugendlichen Alters nicht zum Aufnahmeschwur zugelassen, sondern mußte nur ein Gehorsamsversprechen ablegen. Es kam damals oft vor, daß sich Jugendliche, ja halbe Kinder, immatrikulieren ließen, so daß für die Aufnahme der „Stipulati" besondere Zeremonien bestanden; man bezeichnete den Akt, der manches drollige Beiwerk aufwies, das auf den kindlichen Sinn der Scholaren berechnet war, als die Deposition; da diese erst 1717 an der Albertina abgeschafft wurde, ist sie sicher an Pietsch noch vollzogen worden[3]. Jugendliche Eitelkeit oder Ehrgeiz der Eltern waren es zumeist, was die jungen Leute zu einer so frühen Immatrikulation trieb.

Freilich Pietschs Mutter erlebte es nicht mehr, ihren Ältesten als Studenten zu sehen. Denn zur Zeit, da dieser immatrikuliert wurde, ruhte sie schon drei Monate im Grabe; nach langem Siechtum starb die fromme Frau am 13. Januar 1705. Der Schmerz des Witwers war groß, und die Kinder waren noch in einem Alter, wo sie eine Mutter brauchten: der älteste Sohn war 15, der jüngste 5 Jahre alt. Es hat sich eine Trostschrift erhalten[4], mit der der Professor der Beredsamkeit Michael Schreiber den Hofapotheker zu trösten suchte: in schwülstiger Sprache und mit gelehrten

[1] Vgl. Arnoldt, a. a. O. II, S. 547.

[2] Diese Angabe trägt der Einzeldruck. Das Gedicht findet sich in der Ausgabe von Bock, S. 280 ff.

[3] Die „Deposition" beschreibt genau Gg. Erler, Die Matrikel der Albertus-Universität, Lpzg. 1908 ff., Bd. I, S. CLXXII—CLXXVIII; vgl. auch Sahme, De ritu depositionis (Arnoldt, a. a. O. I, Beilagen S. 414 ff.).

[4] Exemplar auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

Anspielungen ist sie eine jener Trostschriften, die im 17. und 18. Jahrhundert zu Tausenden verfaßt wurden. Wir verdanken ihr unsere Kenntnis des Lebensganges von Pietschs Mutter. —

Pietsch studierte nun Medizin. Die medizinische Wissenschaft, wie sie damals in Königsberg gepflegt wurde, stand nicht gerade auf der Höhe der Zeit[1]. An anderen Hochschulen hatte der Kampf zwischen den alten Anhängern des Aristoteles und Galen und der jungen Generation, die nur das gelten ließ, was Beobachtung und Erfahrung lehrte, längst mit dem Sieg der letzteren geendet, im abgelegenen Königsberg tobte er noch, und es kam zu heftigen Streitigkeiten zwischen den Anhängern der neuen Lehre und den Verteidigern der alten. Die ordentlichen Professoren standen zu Pietschs Zeit noch durchweg auf dem alten Standpunkt. Nicht nur der Streit der Schulen hinderte den Fortschritt der Medizin, sondern auch die mangelhafte Pflege, die die Anatomie erfuhr, ferner alte Vorurteile; so hielten es die Mediziner für unschicklich, sich mit Chemie zu beschäftigen, weil dies nur den Apothekern zukäme. All diese erwähnten Mißstände sind es, die Pietsch in seiner wissenschaftlichen Erstlingsschrift näher erörterte, die uns bald kurz beschäftigen soll.

Pietsch studierte also nach des Vaters Willen Medizin, gegen seinen Willen aber auch die Dichtkunst. Er hatte schon frühzeitig kleine poetische Versuche unternommen, jetzt lernte er die Anweisungen der gelehrten Poetik kennen. Den Lehrstuhl für Poesie hatte damals M. Hieronymus Georgi inne; geboren 1659 zu Königsberg, versah er dies Amt von 1694 bis zu seinem Tode, 1717[2]. Georgi, der im Nebenamte einer Buchdruckerei vorstand, war ein Mann von vielseitigen wissenschaftlichen Interessen, wie die von ihm verfaßten Dissertationen und die Vorlesungsankündigungen zeigen. In seinem eigentlichen Fache, der Dichtkunst, las er während Pietschs Studienzeit über Poetik im Anschluß an Horaz' „De arte poetica", Metrik, über Vergils Aeneis, Bucolica, Georgica und Ovids Metamorphosen. Daneben veranstaltete er

[1] Näheres bei G. C. Pisanski, „Entwurf einer preußischen Literärgeschichte", herausgeg. von Rudolf Philippi. Königsberg 1886, S. 369 ff. u. S. 614 ff. Vgl. auch Arnoldt, a. a. O. II, S. 285 ff., wo auch Nachrichten über die damaligen Professoren geboten sind.

[2] Näheres bei Arnoldt II, S. 403.

jedes Semester Übungen in lateinischer und deutscher Poesie, die Pietsch fleißig besuchte. Gottsched[1] überliefert uns eine Episode aus diesen Übungen:

Georgi gab den Studenten einmal auf, den Satz: Lesbia will nicht heiraten, poetisch auszuführen, also einen beliebten galanten Stoff. Er fragte seine Zuhörer im voraus, wie sie diesen Gegenstand zu erweitern dächten. Da hat nun Pietsch nicht wie die anderen einen Einfall ausgesprochen, sondern zu ihrer Verwunderung aus dem Stegreife begonnen:

„Wohin, o Lesbia? Du willst ins Kloster gehn
und frommen Nonnen gleich in deiner Zelle stehn?"

und ein völlig ausgeführtes Gedicht zustande gebracht. Für unsere Kenntnis des damaligen Universitätsbetriebes ist diese Episode recht interessant.

Die dichterischen Leistungen Georgis, von denen uns zahlreich erhaltene Einzeldrucke zeugen[2], sind dürftig. Es sind durchweg Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse oder solche, die er im Namen der Universität auf akademische Feiern am preußischen Krönungstag und am Geburtstage des Königs verfaßte. Die Gedichte stehen unter der Nachwirkung Simon Dachs. Nach Dachs Muster bevorzugt er die kurzen vierhebigen Verse — meist Jamben —, während er den Alexandriner nur selten anwendet.

Was Pietsch Georgi verdankt, ist wohl vor allem die Kenntnis der gelehrten Metrik und Poetik und der Hinweis auf Simon Dach.

Sechzehn Semester lang studierte Pietsch in Königsberg. Dann begab er sich, um nach dem Willen des strengen Vaters das medizinische Studium zum Abschluß zu bringen, im Frühjahr 1713 nach Frankfurt an der Oder, wo er am 8. März 1713 unter dem Rektorat des Theologen Barthold Holtzfus immatrikuliert wurde. Warum er nicht in Königsberg promovieren wollte, wissen wir nicht; wahrscheinlich war es das hohe Ansehen, in dem die Frankfurter medizinische Fakultät damals stand[3], was ihn dort-

---

[1] In der Vorrede zu seiner Pietsch-Ausgabe von 1725.

[2] Auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

[3] Vgl. J. S. Löwenstein, Biographien und Schriften der ordentl. Professoren der Medizin an der Hochschule zu Frankfurth a. O. in den Jahren 1506—1811 in: „Janus, Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medizin", Bd. III, S. 283—315 und S. 419—443. Breslau 1848.

hin zog. Diese hatte durch Bernhard Albinus, der von 1680 bis 1697 in Frankfurt lehrte und schon 1684 ein anatomisches Theater errichtete, ihre höchste Blüte erreicht. Einen würdigen Nachfolger fand Albinus in Conrad Johrenius, der von 1698—1716 in Frankfurt wirkte. Er besaß als Arzt, Lehrer und Schriftsteller einen großen Ruf und zählte zu den besten Gelehrten der Zeit. Dieser Mann war es, an den sich Pietsch in Frankfurt anschloß; bereits am 8. April 1713 erlangte er die Doktorwürde auf Grund einer selbstverfaßten[1] Arbeit: „Schediasma thesium de impedito medicinae progressu, quas inclytae facultatis medicae indultu sub praesidio . . . Conradi Johrenii . . . . . pro doctoratus gradu summisque in arte medica honoribus et privilegiis rite obtinendis ad diem VIII. Aprilis Ann. MDCCXIII. publicae eruditorum disquisitioni submittit Johann Valentin Pietsch, Regiomont. Borussus, Author. Francofurti ad Viadrum, Literis Johannis Christophori Schwartzii." 8 S. 4°.[2]

Die Arbeit verdient ein kurzes Wort; denn während sonst die damaligen medizinischen Dissertationen durchweg Einzelfragen der verschiedenen medizinischen Gebiete behandeln, greift hier ein junger Mediziner hinein in die wissenschaftlichen Mängel seiner Zeit und reflektiert über deren Beseitigung. Pietsch spricht zunächst von der Einteilung der Medizin in Anatomie, Pathologie, Therapie. Den Fortschritt der Anatomie hindert der Mangel an Leichen und der Ekel der Studenten vor diesem Studium; die Pathologie wird gehemmt durch alte Vorurteile und das falsche Ansehen gewisser „Schulen", das als „vera omnium scientiarum pestis" bezeichnet wird; die Therapie endlich wird gehindert durch mangelhafte Kenntnis der Chemie. Die Arbeit zeigt uns, daß sich Pietsch die besten und fortschrittlichsten Ideen seiner Zeit zu eigen gemacht hatte.

Mit der Promotion war der Zweck des Frankfurter Aufenthaltes erfüllt, und Pietsch wird die Stadt bald verlassen haben. Der strenge Vater war froh über den Erfolg seines Sohnes und bewilligte ihm die Mittel zu einem mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde. Zunächst begab er sich denn von Frankfurt aus nach

[1] Häufig disputierten die Doktoranden nur über eine Arbeit, die der Professor verfaßt hatte.

[2] Exemplar auf der Kgl. Bibliothek Berlin.

Berlin, wohin ihn vor allem die Möglichkeit lockte, gefeierte Dichter kennen zu lernen. Als solche lebten damals in Berlin Johann von Besser und Benjamin Neukirch.

Besser war damals in die schwerste Zeit seines Lebens eingetreten. König Friedrich I., an dessen Hof er in hoher Gunst stand, war eben gestorben, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. entließ ihn sogleich bei seinem Regierungsantritt aus dem königlichen Dienste. Er stand nun ziemlich mittellos da. Es wird dem eitlen Besser recht geschmeichelt haben, daß dieser junge Doktor voll Verehrung zu ihm aufblickte, und er wird ihm bald unbeschränkten Zutritt in sein Haus gestattet haben.

Vertrauten Umgang erwarb sich Pietsch auch mit Neukirch. Auch dieser war durch den Thronwechsel in seinen Einnahmen betroffen worden, behielt aber noch sein Amt als Professor der Poesie und „Wohlredenheit" an der Ritterakademie zu Berlin.

Es wird Pietsch eine Freude gewesen sein, mit diesen literarischen Größen seiner Zeit Gespräche zu führen über die Poesie. — Die oben erwähnten kurzen Berichte über Pietschs Leben sagen, er habe noch weitere Reisen durch Deutschland unternommen. Wir wissen nichts davon; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß Pietsch weit in Deutschland herumgekommen ist. Zwar der Umstand, daß er in seinen Gedichten keine Weltkenntnis verrät, spricht nicht dagegen, aber es lag Pietschs bequemer Lebensart fern, ohne eigentlichen Anlaß sich der Unbequemlichkeit einer größeren Reise zu unterziehen. Höchstens bleibt anzunehmen, daß er eine Reise nach Hamburg, der Hochburg der deutschen Oper, ausführte, um den dortigen Dichterkreis kennen zu lernen und die Bekanntschaft von Brockes zu machen, der 1712 sein Passionsoratorium geschrieben hatte, das — wie wir sehen werden — auf Pietsch großen Einfluß ausübte. Wir wissen, daß später persönliche Beziehungen zwischen Pietsch und Brockes bestanden, und da sich sonst im Lebensgange beider keine Möglichkeit bietet, daß sie sich hätten näher treten können, so bleibt nur die Annahme, daß Pietsch damals Hamburg besucht hat.

Pietschs Aufenthalt in der Fremde dauerte zwei Jahre, wovon er die meiste Zeit sicher in Berlin verbrachte. Außer dem Verkehr mit den erwähnten Dichtern zogen ihn die Kunstschätze der Stadt an. Die Baulust des prachtliebenden Friedrich I. hatte

herrliche Werke hervorgebracht. Eben war nach jahrzehntelangem Schaffen der Bau des königlichen Schlosses vollendet, und dicht dabei, auf der Spreebrücke, steht, von Schlüters Meisterhand geschaffen, das Erzbild des Großen Kurfürsten. Pietsch mag oft in Bewunderung für den, welchen es darstellt, vor diesem Denkmal gestanden sein, denn sieben Jahre später beschreibt er es in einem Gedichte so deutlich, als hätte er es eben erst gesehen (Ausgabe von Bock, S. 59):

„Weil dieses Helden Brust Metall und eisern war,
stellt ein gebildet Ertz den grossen Churfürst dar,
der weiten Bogen Last der überwölbten Brücken
trägt ein gegoßnes Pferd, des Pferdes breiter Rücken
hat Friedrich Wilhelms Leib im Cüraß unterstützt,
der noch die Faust erhebt, noch auf die Feinde blitzt . . .“

Im Frühjahr 1715 kehrte Pietsch nach Königsberg zurück. Noch ehe das Wintersemester zu Ende ging, ließ er sich am 24. April unter dem Rektorat des angesehenen Theologen Bernhard von Sanden wieder immatrikulieren. Vier Wochen später verteidigte er seine Dissertation: „De stibio veterum, eiusque insigni virtute medica, dissertatio, quam divina favente clementia pro receptione in facultatem medicam publice sistit, praeses Johannes Valentinus Pietsch, Med. Doct. respondente Christiano Ludovico Charisio, R. B. med. stud. in auditorio maximo anno MDCCXV d. — Maji. Regiomonti, litteris Reusnerianis.“ 16 S. 4°.[1] — Wegen des Zusatzes „pro receptione in facultatem“ könnte man glauben, es handle sich um eine Habilitationsschrift, doch die Statuten der medizinischen Fakultät belehren uns eines anderen[2]. Es durfte niemand, der an einer auswärtigen Universität promoviert hatte, in Königsberg praktizieren, der nicht zuvor „in Facultatem recipiret sey“. So mußte auch Pietsch eine Arbeit pro receptione verfassen, und zwar schrieb er über die medizinische Verwendung des Antimons. Die Arbeit ist charakteristisch für den damaligen wissenschaftlichen Betrieb der Medizin: der philologisch-historische Teil über den Gebrauch des Antimons im Altertum ist der weitaus größere, während der eigentliche medizinische Teil auf wenigen Seiten erledigt ist.

[1] Exemplar auf der Hof- und Staatsbibliothek München.
[2] Siehe Arnoldt I, Beylagen S. 273 ff. u. II, Beylagen S. 69.

Pietsch übte nun die ärztliche Praxis aus. Zunächst fehlten freilich die Patienten, und so war er noch auf die Tasche seines Vaters angewiesen, womit dieser aber nicht einverstanden war. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn, und da diese nichts fruchteten, wandte er sich an die Freunde seines Vaters um Fürsprache bei diesem. Als auch dies erfolglos blieb, sah sich Pietsch zum Äußersten genötigt, die Hilfe des Kgl. Hofgerichtes anzurufen. Solange der Vater lebte, konnte er von dessen Vermögen nichts beanspruchen, aber sein mütterliches Erbe stand ihm zu, zumal der Vater nach dem Tode der ersten Frau bald wieder geheiratet hatte. Am 25. Februar 1716 trägt Pietsch in einem langen Schreiben dem Gerichte sein Anliegen vor und verlangt sein mütterliches Erbteil. Die Akten über diesen Prozeß[1] haben sich nicht vollständig erhalten, wir wissen nicht, wie er ausging; es ist aber anzunehmen, daß der Vater unter dem Zwang der Umstände die berechtigten Forderungen des Sohnes erfüllt hat. —

Pietsch übte also die ärztliche Praxis aus, hatte aber zugleich ein offenes Ohr für die großen kriegerischen Ereignisse, die damals die Welt bewegten. Prinz Eugen von Savoyen hatte die Türken bei Peterwardein entscheidend geschlagen. Der Ruhm dieser Waffentat drang bis ins ferne Ostpreußen und begeisterte Pietsch zu einem Gedicht auf diesen Feldherrn. Seine bisherigen dichterischen Versuche hatten wenig Beachtung gefunden, aber dies Gedicht machte Pietsch auf einmal zu einem gefeierten Dichter, dessen Ruhm stetig wuchs. Und bald erntete er nicht nur Ruhm, sondern erhielt auch für sein Gedicht eine angesehene Professur.

Kaum ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Gedichts starb der Professor Georgi, am 12. Juli 1717. Über den Verlauf der Verhandlungen um die Wiederbesetzung der Professur geben uns die Akten genauen Aufschluß[2]; es sei kurz davon berichtet:

Sogleich nach dem Tode Georgis liefen die Gesuche von vier Bewerbern um die vakante Professur beim Rektor und Senat ein. Es meldeten sich: Georg Friedrich Röhsa, der bisher noch keinen Grad erlangt hatte; ferner M. Johann Jacob Rhode, der Subinspektor am Universitätsalumnate war, zugleich war er magister

[1] Auf dem Staats-Archiv Königsberg.

[2] Auf dem Universitäts-Archiv Königsberg.

legens für Poesie und hat als solcher eine gewisse Bedeutung, da Gottsched bei ihm hörte. Gottscheds eigenes Zeugnis hierfür führt Reicke an, der auch ausführlich über Rhodes Leben berichtet[1]. Sodann meldeten sich Pietsch und M. Thomas Burckhardt. Burckhardt fühlte sich als der sicherste Anwärter, war er doch schon drei Jahre außerordentlicher Professor für Poesie gewesen; 1685 zu Danzig geboren, wurde er 1709 zu Wittenberg Magister, im Juni 1715 disputierte er in Königsberg pro loco professionis über seine Arbeit „de nobilibus Germanorum poetis".[2] Wenn Burckhardt sich auch verleiten läßt, manche mit Unrecht dem Adel zuzuzählen, wie Walther von der Vogelweide, so ist die Arbeit doch interessant, da Burckhardt sich über die Dichter des Mittelalters ziemlich unterrichtet zeigt, was damals eine Seltenheit war. Mehrfach nennt er als Quelle für seine Kenntnis die Arbeiten von Wolfhart Spangenberg und Melchior Goldast.

Während sich Burckhardt in seiner Bewerbung auf seine Lehrtätigkeit berief, empfahlen sich die zwei anderen Rivalen Pietschs, wie dieser selbst, mit ihren poetischen Leistungen; diese liegen uns in zahlreichen Einzeldrucken[3] von Gelegenheitsgedichten vor: es sind nüchterne Reimereien in Alexandrinern, mit gelehrten Anspielungen, die Sprache ist die der Gegner der jüngeren Schlesier, der Schwulststil wird im allgemeinen vermieden. Der dichterisch befähigtste neben Pietsch war Rhode, was auch die Universitätsbehörden erkannten. — Diese vier Bewerber hatten sich an Rektor und Senat gewandt. Andererseits richtet die philosophische Fakultät am 14. Juli ein Schreiben an Rektor und Senat und empfiehlt als „wol-qualeficirte Subjecta" die schon erwähnten Burckhardt und Rhode, ferner einen M. Georg Werner. Von diesen drei Kandidaten schlagen nun Rektor und Senat in einem Schreiben an den König zwei vor: Burckhardt und Rhode. Burckhardt sei aber wegen seines unruhigen Wesens und seiner üblen Aufführung wenig geeignet, gegen Rhode sei nichts einzuwenden. Für Rhode spricht sich denn auch ein anderes Schreiben aus, das Rektor und Senat am nächsten Tage, dem 20. Juli, an den Staatsminister von Printz sandten. So schien es also, als sollte Rhode der Nach-

[1] a. a. O. Altpreuß. Monatsschr. 29, S. 101, 80/81.
[2] Auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.
[3] Auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

folger Georgis werden. Nun haben sich aber die Universitätsbehörden doch noch rasch eines besseren besonnen, sie richten am 21. Juli ein neues Schreiben nach Berlin und schlagen Pietsch vor.[1] Am 10. August antwortet der König durch den Minister von Printz und weist die Regierung zu Königsberg an, die Professur solle Pietsch übertragen werden. Am 15. September teilt die Regierung diese königliche Bestätigung an Rektor und Senat mit.

So hatte denn Pietsch eine hochangesehene Stellung gefunden, ja mehr noch, ihm war der ehrwürdige Lehrstuhl Simon Dachs anvertraut. Burckhardt, der geglaubt hatte, das meiste Anrecht auf die vakante Professur zu haben, blieb zeitlebens außerordentlicher Professor der Poesie.

Ehe Pietsch sein Lehramt antreten konnte, mußte er zunächst den philosophischen Magistergrad erwerben und dann pro loco professionis disputieren. Der Magistergrad wurde ihm schon bei der nächsten Promotion im Wintersemester 1717 zugesprochen: am 11. November wurde er mit sechs anderen zum Magister promoviert. Unter diesen befand sich auch der Mitbewerber um die poetische Professur, Röhsa. Nachdem Pietsch den Magistergrad erlangt hatte, disputierte er zunächst pro receptione, wahrscheinlich im Januar 1718: „Poeticarum Thesium duodecas, quam pro receptione in facultatem . . . in auditorio maiori anno MDCCXVIII. d. — publicae exposuit disquisitioni Johannes Valentinus Pietsch, Phil. et med. doct. respondente Melchiore Johanne Caschel. Regiomonti, typis Reusnerianis.“ (12 S. 4°.) Und im nächsten Monat disputierte er über die Arbeit: „Solutae ligataeque orationis limites, . . . pro loco professionis in poesi ordinario, solenni disputatione exponit Johannes Valentinus Pietsch, Phil. et med. doct. et poes. prof. publ. ord. respondente Jacobo Friderico Danckmeyer, Regiomont. Pruss. horis ante et pomeridianis, anno MDCCXVIII. Die XXII. Februarii. In auditorio majori. Regiomonti, typis Reusnerianis.“ (16 S. 4°)[2] Beiden Dissertationen ist ein verdienter Abdruck zuteil geworden im Anhang von Reickes

[1] Wodurch diese Änderung des Urteils bewirkt wurde, ist nicht mehr erkennbar.

[2] Exemplare dieser Dissertationen auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

erwähnter Arbeit. Eine literarische Würdigung dieser Disputationen hat sich Reicke versagt, wohl aber haben die Rezensenten von Reickes Arbeit dazu Gelegenheit genommen.[1] Es sei daher für alle Fragen, die sich an diese Dissertationen anknüpfen, auf diese Rezensionen, besonders auf die von B. Seuffert, verwiesen. Ebenso macht der erwähnte Neudruck eine Darlegung des Inhalts überflüssig.

Die beiden Dissertationen sichern Pietsch einen festen Platz in der Geschichte der Poetik, denn mit der Hauptthese der ersten Dissertation: „poetas non fieri, sed nasci" und dem Hauptsatze der zweiten: „finem et initium huius constituit scientiae delectatio, sic ad illum, ex quo emanavit, fontem, tendit revertiturque Poesis" steht Pietsch so hoch über den zeitgenössischen Ansichten, daß ihn hierin Gottsched selbst in seinen besten Jahren nicht erreichte. Pietsch zeigt sich hier auf dem Gebiete der Poetik ebenso fortschrittlich gesinnt, wie in seiner ersten medizinischen Dissertation im Fache der Medizin.

Pietsch beabsichtigte übrigens, eine vollständige Poetik zu schreiben, „nicht zwar auf den Schlag, als die gewöhnlichen Anleitungen wären, . . . sondern so, daß darinnen der innere Charakter und das wahre Wesen eines jeden Gedichtes gewiesen würde".[2] Er wollte also nicht nur die äußerlichen Regeln geben, sondern ins wahre Wesen der Dichtkunst einführen; und er scheint seine Absicht auch ausgeführt zu haben, wie wir in anderem Zusammenhange sehen werden.

Die in den Disputationen niedergelegten Ansichten waren wohl auch dieselben, die Pietsch bei Gelegenheit in seinen Vorlesungen aussprach. Die Vorlesungen für die Jahre 1717—1723, da Gottsched zu Pietschs Füßen saß, hat Reicke bereits nach dem Wort-

---

[1] Besprechungen von Reickes Arbeit bieten
Jahresber. für neuere Lit.-Gesch. 3 (1892); III, 5, 29: Michels.
Jahresber. für neuere Lit.-Gesch. 4 (1893); I, 12, 4: R. M. Werner.
Jahresber. für neuere Lit.-Gesch. 5 (1894); V, 5, 75: Michels.
Lit. Centralbl. 1893, S. 19/20: M. K. (= Max Koch).
Zeitschr. f. d. Philol. 25 (1893), S. 565/6: O. Erdmann.
Anz. f. d. Altertum 19 (1893), S. 253/7: Waniek.
Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 45 (1894), S. 930/1: Walzel.
Göttingische Gel. Anz. 1894, S. 909/25: Seuffert.

[2] Gottscheds Critische Dichtkunst, 1. Aufl., Vorrede.

laut der Vorlesungsverzeichnisse mitgeteilt. Danach las er in jenen Jahren über die Ars poetica und über die Oden des Horaz, indem er zugleich das Wesen der lyrischen Dichtung erklärte. Die Vorlesungen für die folgenden Jahre in ihrem Wortlaute aufzuzählen, wäre zu weitschweifig. In diesen Jahren las er zunächst mehrere Semester, bis W.-S. 1725, über Horaz' Satiren, dazwischen ein Semester über das vierte Odenbuch des Horaz; dann erklärte er eine Reihe von Semestern, bis S.-S. 1729, die Gedichte des Claudian, dann im W.-S. 1729 Vergils Georgica und im S.-S. 1730 die Aeneis. Im W.-S. 1730 folgten die Metamorphosen des Ovid, im W.-S. 1731 Lucans Pharsalia, im S.-S. 1732 Silius Italicus; in seinem letzten Semester, S.-S. 1733, kehrte Pietsch zu Horaz zurück. — Pietsch war nicht der erste in Königsberg, der über die rhetorischen Poeten der römischen Kaiserzeit, wie Lucan, Silius, Claudian, las; schon Johann Röling hatte 1664 über Claudian und Statius, im S.-S. 1672 über Claudian und im S.-S. 1676 über Lucan und Silius gelesen (quam longe . . . aberraverint a vera epopoeiae norma, historiam potius quam epopoeiam scribentes!). Die anderen Vorgänger Pietschs[1] hatten sich auf Horaz, Vergil, Ovid beschränkt.

Neben diesen öffentlichen Vorlesungen hielt Pietsch privatim regelmäßig ein „collegium poeticum", wie dies auch seine Vorgänger getan hatten. Hier gab er die Anleitung zum Abfassen von Gedichten und lehrte die Regeln der Dichtkunst. In diesen Privatunterweisungen entfaltete Pietsch seine beste Wirksamkeit, hier machte er „Schule". Er trug hier seine eigensten Ansichten vor, wies seine Schüler besonders auf Horaz' Poetik und Canitz' Satire von der Poesie hin, die er so sehr schätzte, daß er sie oft auswendig hersagte. Zugleich warnte er vor dem Schwulst der jüngeren Schlesier und verwies auf Neukirchs „Palinodie". Aus Horaz las er zuweilen eigene Übersetzungen vor. In diesen Privatvorlesungen bildete sich Gottsched zum Lieblingsschüler Pietschs heran. Als solcher genoß er bei Pietsch ständigen Zutritt, wobei er sich stundenlang mit dem Lehrer bereden und diesem eigene poetische Versuche zur Beurteilung vorlegen durfte. Hierbei erteilte Pietsch seinem Schüler jene bekannte Lektion über

[1] Siehe Arnoldt II, S. 402—404.

literarischen Diebstahl, die Gottsched selbst erzählt[1] und von der Reicke[2] und die späteren Gottsched-Biographen ausführlich berichten. Gottsched hatte in einem Gedicht eine Zeile aus Neukirch gestohlen, was ihm Pietsch widerriet. So war also Pietsch auch in seiner Ansicht vom geistigen Eigentum sehr fortschrittlich gesinnt und seinen Zeitgenossen vorausgeeilt. Daß er auch gegen unerlaubtes Nachdrucken und Ausgabenveranstalten war, werden wir in anderem Zusammenhange sehen.

Es wäre interessant, festzustellen, wie viel Zuhörer Pietsch gehabt hat. Leider haben sich keine Inskriptionslisten von Pietsch erhalten, wohl aber von anderen Professoren, so von Burckhardt: dieser hatte im W.-S. 1728 in seinen öffentlichen und privaten Vorlesungen 12 bis 20 Hörer. Solche Einzeichnungslisten — in Königsberg sagte man „Consignationen" — wurden übrigens nur deshalb geführt, damit sich Rektor und Senat und die Regierung überzeugen konnten, daß die Dozenten „diejenigen lectiones publicas würcklich halten, welche sie im letzteren Catalogo lectionum versprochen haben" (wie der damalige Dekan der philosophischen Fakultät angibt, als er am 27. November 1728 die gesammelten Consignationen einschickt). Überhaupt war damals das Mißtrauen gegen die Königsberger Professoren recht groß; wenn die Besucherzahl der Albertina tiefer sank, so gab man die Schuld nicht der schlechten wirtschaftlichen Lage, sondern allein dem fehlenden Fleiße der Dozenten. Bezeichnend für dies Mißtrauen ist ein Aktenstück[3], dessen Titel lautet: „Ohnmaßgebliche Gedanken von der Nothwendigkeit derer Lectionum publicarum auff Universitäten." Es würde zu weit führen, das ganze Schriftstück, das etwa 1725 verfaßt ist, wiederzugeben, nur der letzte Abschnitt sei mitgeteilt: „So dienet dergl[n] Bemühung auch dazu, daß man sehen kan, wer etwas verstehet und im Stand sey, so zu reden, vor aller Weld aufzutreten und gute Lehren vorzutragen, denn in publicis kan zuhören wer da will, aber in privat Stunden ist eine gewisse Anzahl und lauter Bekandten, die es so genau nicht nehmen, wenn der docens so was herwäschet, aber

[1] In der Vorrede zum 2. Bande der „Ersten Gründe der gesammten Weltweisheit", 6. Aufl., Lpzg. 1756.

[2] a. a. O. Altpr. Monatsschr. 29, S. 95.

[3] Auf dem Universitäts-Archiv Königsberg.

in publicis muß man sich anders angreifen, wer etwa hinter der Wand dürffte zuhören“ usw. Daß es wirklich zu Pietschs Zeit um die Albertina und deren philosophische Fakultät nicht zum besten bestellt war, zeigen uns die Briefe, die Johann George Bock an Gottsched schrieb; es seien nur zwei Stellen über die Universität mitgeteilt, die besonders charakteristisch sind: „Die Gelahrtheit dürffte vielleicht mit dem ehesten gar als wie ein Nordlicht zerfliegen: Es ist weder unter den Lehrenden noch Lernenden ein rechter Eyfer; die Partheiligkeiten und Sectirereyen machen, daß die freyen Künste gröstentheils entweder verstümmelt oder verdorben werden“.[1] „Die Universitaet ist allhie in einem so kläglichen Zustande, daß sie einer Trivialschule nicht unähnlich siehet. Die Philosophie lieget am hektischen Fieber, und die übrigen Wissenschafften sind auch schlecht genug besetzet“.[2]

So berechtigt auch diese Ausstellungen am Fleiße und an den Fähigkeiten der Dozenten wohl zuweilen waren, so trafen sie doch für Pietsch nicht zu. Für sein Fach fehlte es ihm nicht an Fähigkeiten und Kenntnissen. Seine Urteilsfähigkeit in Fragen der Poetik zeigen seine Dissertationen. Was seine Kenntnis der Literaturen anlangt, so kannte er die deutsche eingehend erst von Opitz an, durch seinen Kollegen Burckhardt wohl auch ein wenig vom Mittelalter (vgl. oben S. 12); belesen war er in der französischen Literatur. In Bezug auf die griechischen Dichter wissen wir nur, daß er Theokrit kannte. Aufs beste vertraut war er mit der römischen Literatur, aus der er sich auch seinen Lieblingsdichter, Horaz, gewählt hatte; seine Kenntnis reichte bis zu einem so späten christlichen Dichter wie Prudentius.

Die Pflichten, die mit seinem Amt verbunden waren, erfüllte er getreu. Zu diesen gehörte neben dem Abhalten der Vorlesungen die Zensur aller Gedichte, die für den Druck bestimmt waren. Auf den Geburtstag des preußischen Königs, welcher als der Friedrich Wilhelms I. auf den 18. August fiel, und auf den preußischen Krönungstag, den 18. Januar, mußte er jährlich ein Gedicht abfassen, in dem er die Glückwünsche der Universität aussprach. Außerdem mußte er auf die drei großen Kirchenfeste regelmäßig

[1] Brief von J. G. Bock vom 21. April 1730, in der Gottsched-Briefsammlung auf der Universitäts-Bibliothek Leipzig, Bd. I, S. 230/231 (Nr. 119).

[2] Brief von J. G. Bock vom 25. April 1729, G. S. I, 117/120 (61).

in lateinischer Sprache Verse schreiben, welche auf einem halben Bogen den theologischen Festprogrammen „zur Aufmunterung“ angehängt wurden.

Das Gehalt, das die Professur für Poesie einbrachte, betrug 750 Mark; dazu kamen noch Lieferungen an Getreide und Brennholz.[1] Von hohen Gönnern, die er andichtete, erhielt Pietsch oft hohe Geldgeschenke. Eine weitere Einnahmequelle besaß er in der „erträglichen praxi medica“, wie er selbst sagt. Pietsch hat die ärztliche Praxis bis an sein Lebensende ausgeübt, und alle die Zeit, die er auf das Abfassen poetischer Schriften verwandte, hat er, wie er selbst meint,[2] nur der medizinischen Tätigkeit entzogen. Die Tätigkeit als Arzt war es auch, die ihm nicht nur viel Geld, sondern auch hohe Titel einbrachte.

Nach Gottscheds Angabe wurde Pietsch im Jahre 1719 zum „Königl. preußischen Hofrath und Leibmedicus, auch Oberlandphysicus in Preußen“ ernannt, und alle Gottsched-Biographen haben ihm diese Angabe nachgeschrieben. Es wäre in der Tat merkwürdig, wenn Pietsch auf einen Schlag mit so hohen Titeln überhäuft worden wäre. Wie sich aber aus den Ernennungsurkunden ergibt, hat Pietsch diese Titel zwar innerhalb kurzer Zeit, aber nicht auf einmal erhalten, vielmehr ernannte ihn der König am 11. November 1719 zum Leibmedicus, zwei Jahre später, am 9. April 1721, zum Oberlandphysicus.[3] Wann seine Bestallung als Hofrat, die zwischen 1719 und 1721 erfolgt sein muß, geschah, hat sich weder in Königsberg noch in Berlin ermitteln lassen. Mit diesen Titeln und dem Amte des Oberlandphysicus war sicher eine weitere Erhöhung der Einnahmen verknüpft. Pietsch war übrigens nicht der einzige in Königsberg, der den Titel eines Leibmedicus führte; so nennen die „Rechnungsbücher der Renth-Cammer“ noch einen Dr. Grabe und einen Dr. Brochmann als Leibmedici. Der liebste der neuen Titel war Pietsch der des Hofrats: so nennt ihn auch Gottsched, so oft er ihn in seinen Werken erwähnt, und so wird er auch stets in den Briefen des Gottsched-Briefwechsels bezeichnet.

---

[1] Laut den „Rechnungsbüchern der Kgl. preuß. Renth-Cammer“ (Staats-Archiv Königsberg).

[2] Brief Pietschs an Gottsched vom 16. März 1724: G. S. I, 2/4 (2).

[3] Die Urkunden hierüber auf dem Kgl. Geheimen Staats-Archive zu Berlin.

So war Pietschs Leben geteilt in die doppelte Tätigkeit als Professor und Arzt. Eine größere Arbeitslast wurde ihm zuteil, wenn er das Dekanat der philosophischen Fakultät bekleidete, das damals halbjährlich wechselte. Er war fünfmal Dekan: Winter 1721, Sommer 1724, Sommer 1728, Sommer 1730, Sommer 1733. Außer den anderen Geschäften, die mit dem Amt verbunden sind, mußte der Dekan der philosophischen Fakultät die jungen Leute, die immatrikuliert werden wollten, prüfen, ob sie genügend lateinische Kenntnisse besäßen. Freilich nahmen es die Dekane mit dieser Prüfung meist sehr leicht; anders Pietsch: es hat sich ein Schreiben erhalten vom 2. April 1722[1] — also aus seinem ersten Dekanate —, in dem er bezeugt, er habe eine Anzahl von Prüflingen scharf geprüft, indem er ihnen schwierige Oden aus Horaz vorlegte; sie hätten aber bestanden.

Pietschs weiteres Leben verlief recht einfach; Freude und Leid wechselten bei ihm ab. Eine besondere Freude wird es Pietsch bereitet haben, als am 2. April 1723 sein Schüler Gottsched zum Magister promoviert wurde; das Gedicht, in dem er den Graduierten feiert, ist jetzt von Reicke und Reichel wieder abgedruckt. Bereits im nächsten Jahre mußte freilich Gottsched Königsberg verlassen.[2]

Pietschs Verhältnis zu seinen Kollegen an der Universität war durchaus herzlich, wie die zahlreichen Gelegenheitsdichtungen zeigen, die er auf freudige oder traurige Ereignisse in ihrem Leben verfaßte. Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn besonders mit Johann Heinrich Kreuschner (1693—1730)[3], der seit 1720 Diakonus am Dom war, und mit Johann George Bock (1698—1762)[4]. Bock, der Sohn des Königsberger Stadtchirurgus

---

[1] Im Archiv des Kneiphöfischen Gymnasiums, Königsberg.

[2] Gottscheds Interesse für Königsberg und die Albertina blieb stets lebendig, und von den zurückbleibenden Freunden ließ er sich regelmäßig die neuesten Vorgänge aus dem gelehrten und literarischen Leben Königsbergs mitteilen. In diesen Briefen der Freunde, vor allem J. Gg. Bocks, liegt ein Stück Königsberger Universitätsgeschichte beschlossen, es würde aber den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, aus diesen Briefen der Leipziger Gottsched-Briefsammlung weitere Mitteilungen zu machen.

[3] Siehe Arnoldt II, S. 521 und Gottlieb Krause, Gottsched und Flottwell, Lpzg. 1893, S. 87 ff.

[4] Bock fand seinen Biographen in G. C. Pisanski: „Das Leben des Herrn Johann George Bock . . .“ Königsberg 1762.

George Bock, studierte von 1714 an — also gleichzeitig mit Gottsched — an der Albertina Theologie und Philosophie. 1726 setzte er sein Studium in Halle fort, wo er 1727 Magister wurde. Nach Königsberg zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen über „Wohlredenheit" und Dichtkunst. Die Freundschaft, die Pietsch Bock entgegenbrachte, „dienete Bock zu einem Hülfsmittel, sich in der Poesie immer vollkommener zu machen", wie Bocks Biograph sagt.

Im übrigen suchte Pietsch gern den Umgang mit hohen Offizieren; durch sie wurde er in die vornehmsten Kreise Königsbergs eingeführt. Seine hohen Titel ersetzten ihm, was ihm an Abstammung fehlte. Er war ein Mann von feinen Formen, der sich überall mit Geschick zu bewegen wußte. Die Genüsse der Tafel und Trinkgelage, die sich bis in die Nacht hinzogen, bereiteten ihm die glücklichsten Stunden. In dieser Hinsicht überliefert uns D. H. Arnoldt in einem Briefe an Gottsched[1] eine interessante Episode: Arnoldt hatte sich für eine Disputation Pietsch als Opponenten erbeten, was dieser auch annahm. Bei der Disputation aber blieb Pietsch wider Versprechen aus, zum anschließenden Doktorschmause jedoch verfehlte er nicht sich einzufinden.

Eine freudige Abwechselung bereitete es Pietsch, wenn berühmte Männer nach Königsberg auf Besuch kamen, was freilich selten genug geschah. Im Herbst 1725 kamen die Philosophen Jakob Hermann und Gg. Bernhard Bilfinger durch Königsberg, um einem Rufe nach Petersburg zu folgen; in Kreuschners Hause lernte Pietsch beide kennen.[2] Wichtiger war es für Pietsch, als 1728 die Dichter Besser und König nach Königsberg kamen. Der alte Besser fuhr nach Königsberg, um von seiner Tochter Abschied zu nehmen, die daselbst verheiratet war. Als Reisebegleiter nahm er Johann Ulrich König, der seit 1720 Hofpoet in Dresden war, zu sich, was diesem auch sehr lieb war. Die Reise sollte Anfangs August von Dresden aus angetreten werden, verschob sich dann aber; König schreibt darüber an Gottsched[3]: „Es könte aber

[1] Brief vom 11. August 1724: G. S. I, 8/9 (5).

[2] Brief Kreuschners an Gottsched vom 1. Oktober 1725: G. S. I, 15/16 (9).

[3] Am 1. August 1728: G. S. I, 69 (36).

seyn, daß wir doch auf Michaeliß noch auff 4. Wochen dahin giengen, in welchem Fall es mir lieb seyn würde, Hn. Pietschen von Persohn kennen zu lernen.“ Die Reise wurde denn auch angetreten, und am 4. Oktober kam man in Königsberg an. Es fehlte nicht an Zusammenkünften zwischen Besser und Pietsch, die sich ja schon kannten; Gottsched urteilt von diesem Besuche Bessers in Königsberg in überschwenglicher Weise[1]: „Hier kamen wiederum ein Paar so große Dichter, als Besser und Pietsch waren, zusammen, wie vor 90 Jahren Opitz und Dach einander daselbst hatten kennen lernen.“ — Andererseits traten Pietsch und König einander näher. Durch Pietsch wurde König in die Königsberger Gesellschaft eingeführt; er schreibt an Gottsched[2]: „In Königsberg habe mit Hn. Tribunalsrath Pauli, dem damahligen Rectori magnifico D. Hartmann, und Hn. Hofrath Pietschen täglich conversiret, auch mit dem letzten eine intime Freundschaft gestiftet, nachdem er etwas in meinem Umgange gefunden, welches ihm, wie er sagt, eine besondere Zuneigung gegen mich erweckt.“

Dieser Besuch geschah im Jahre 1728; in den vorangehenden Jahren hatte Pietsch manches Freudige und Traurige erlebt. Am 14. Januar 1726 starb sein hochbetagter Vater nach langer Krankheit, die ihn schon 1724 einmal an den Rand des Grabes gebracht hatte. Damals sprach Pietsch seine Freude über die Genesung aus: „Pflicht-mäßig bezeugte Freude eines danckbahren Sohnes“[3]; wir sehen, daß sich Vater und Sohn wieder völlig versöhnt hatten. Auf das Begräbnis des Vaters dichtete Pietsch eine Trauerkantate[4].

Nach dem Tode des Vaters entspann sich ein Erbschaftsstreit unter den Geschwistern; von diesen sei zunächst ein Wort geredet. Der ersten Ehe von Pietschs Vater waren acht Kinder entsprossen, von denen — wie schon erwähnt wurde — drei frühzeitig starben; die zweite Ehe blieb kinderlos. Von den fünf Geschwistern war der älteste Johann Valentin; der zweitälteste hieß Daniel Gottlieb: er studierte in Königsberg Jura und Philosophie, wurde 1721 zu Altdorf Lic. jur. und lebte dann in Königsberg mit

[1] „Neuer Büchersaal“, Bd. IV, Stück 5, S. 444.
[2] Am 22. Oktober 1728: G. S. I, 77/78 (42).
[3] Ausgabe von Bock, S. 284 ff.
[4] Ausgabe von Bock, S. 256 ff.

dem Titel eines Hofrats. Der dritte Sohn, David Heinrich, hatte zu Königsberg die Apothekerkunst erlernt und übernahm nach dem Tode des Vaters die Hofapotheke. Auch der vierte Sohn, Reinhold Valentin, war Apotheker in Königsberg. Neben den vier Brüdern stand eine Schwester, Maria Elisabeth, die an den Handelsherrn Schomacker verheiratet war. — Die Erbschaftsstreitigkeiten der Geschwister interessieren uns nicht[1]; wichtiger ist es, festzustellen, daß Johann Valentin als Erbteil ein Haus erhielt, das stets bezeichnet wird als das „große, in der Juncker-Gasse gelegene Haus".[2]

So besaß Pietsch ein eigenes Haus. Es war nun für ihn an der Zeit, sich nach einer Hausfrau umzusehen. Er fand sie in der Witwe des Kgl. Geheimsekretärs Willudtzki, der 1722 gestorben war und bei dessen Begräbnis auch Pietsch eine Trauerkantate verfaßt hatte (Ausgabe Bock, S. 244). Am 16. Mai 1726 führte Pietsch seine Regina Christina heim. Von den Hochzeitsgedichten, die sicher auf diesen Tag eifrig verfertigt wurden, hat sich nur eins erhalten, das den stud. phil. et theol. Michael Frdr. Müller zum Verfasser hat[3]. Das Gedicht schließt mit dem üblichen Wunsche:

„. . . Und ihr lebt, weil ihr lebt, in recht erwünschter Ruh,
Warum der schöne Lohn nimmt immer künfftig zu,
Wenn übers Dritte sie sich beyderseits erfreuen!"

Leider sollte Pietsch die Erfüllung dieses Wunsches nicht erleben, denn schon nach drei Vierteljahren wurde ihm seine Frau durch den Tod entrissen; am 20. März 1727 wurde sie auf dem altstädtischen Kirchhofe beerdigt. Der Schmerz des Witwers war groß. In seiner Verzweiflung wandte er sich an Brockes und verlangte von diesem ein Trostgedicht. Brockes erfüllte auch den Wunsch, betonte aber, daß es ihm nicht möglich sei, eine so treffliche Gattin zu besingen:

„Ein solches Wunder-Bild, so Lieb- als Tugendreich,
Kann keiner als Du selbst besingen."[4]

[1] Akten auf dem Staats-Archiv Königsberg.

[2] i. d. „Burgfreyheitlichen Hausbüchern" (Staats-Archiv Königsberg).

[3] Diese und auch die anderen Zuschriften Müllers auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

[4] Anhang zum „Verteutschten Bethlehemitischen Kindermord". Hamburg 1734, S. 569.

Von anderen Trostschriften hat sich nur eine des erwähnten Müller erhalten.

So groß Pietschs Schmerz anfangs war, so leicht fand er doch Ersatz für die Verstorbene. Im Sommer 1727 unternahm Pietsch eine Reise nach Danzig; hier lernte er Concordia Renata Bayer kennen, und nach kurzer Zeit schlossen beide den Ehebund. Die Trauung fand in Danzig statt; von dort führte er sie am 23. Juli, also nur vier Monate nach dem Tode der ersten Frau, in sein Haus. Auf die Hochzeit verfaßte der Student Müller wiederum eine Zuschrift. — Nach zweijähriger Ehe wurde Pietsch sein einziges Kind geboren, ein Sohn, der in der Woche vom 25. Juni bis 2. Juli 1729 auf den Namen Johann Friedrich getauft wurde.

Im nächsten Jahre unternahm Pietsch eine größere Reise: im Juni 1730 fand bei Zeithain in Sachsen ein Manöver der sächsischen Truppen statt, das freilich mehr den Charakter eines höfischen Festes trug und an dem auch der König und der Kronprinz von Preußen teilnahmen. Der Hofpoet König hat bekanntlich diese Truppenschau besungen in seinem „Epos“: „August im Lager.“ Auch an Pietsch erging eine Einladung zu diesem Fest, der er Folge leistete. Bei diesem Manöver fand Pietsch seinen Porträtmaler, und zwar in dem berühmten Balthasar Denner. Ob sich dieses Bild noch irgendwo erhalten hat, ließ sich nicht ermitteln[1]. Da sich auch sonst kein Bildnis von Pietsch auffinden läßt, so ist uns jede Möglichkeit benommen, uns von seiner äußeren Erscheinung eine Vorstellung zu machen, zumal auch seine Zeitgenossen nichts hierüber berichten. — Auf der Rückreise von Sachsen besuchte Pietsch in Danzig die Verwandten seiner Frau und verweilte dort bis zum Herbst. — Eine andere Reise, von der wir sonst nichts wissen, fiel in den Sommer 1732; dies zeigt die Vorlesungsankündigung für den nächsten Winter: „ex itinere redux publice praelectiones auditoribus significabit.“

Vom Jahre 1732 an bezog Pietsch eine königliche Rente von jährlich 300 Talern. Damit hatte ihm der König den höchsten Ausdruck seiner Gnade und Anerkennung zukommen lassen. Zu-

[1] Die Nachforschungen, die ich nach diesem oder einem anderen Bilde Pietschs unter den Professorenbildern der Universität und der Porträtsammlung der Stadtbibliothek sowie im Prussia-Museum zu Königsberg anstellte, waren erfolglos.

gleich wurden nun seine Einnahmen wiederum erhöht, so daß er als ein reicher Mann dastand in einer Zeit allgemeiner Armut. Doch konnte er sein Glück nicht ertragen; Bock schreibt an Gottsched[1]: „Es scheinet da der Herr Hoff-Rath anjetzo eine pension von 300 Rthlr. jährlich ziehet, daß sich sein Gemüth so wohl in Ansehung der Poesie als seiner vorigen Freunde gar sehr ändere.“ Dies Benehmen wirft einen Schatten auf den sonst so günstigen Charakter Pietschs. Wir sahen in ihm einen Mann von taktvollem Benehmen und zugänglichem Wesen, einen Freund heiteren Lebensgenusses, gerechtigkeitsliebend. Und in anderem Zusammenhange werden wir sehen, daß er wohl zürnen konnte, aber sich leicht wieder besänftigte, auch seine ehrliche Frömmigkeit werden wir noch erkennen. Seine glückliche Lebenslage hatte er bisher gelassen getragen. Jetzt aber fühlt er sich ganz als hochmütiges Kind des Glücks. Seine Freunde läßt er seine Bevorzugung fühlen und wendet sich kalt von ihnen ab.

Lange sollte er aber diesen Glückszustand nicht genießen, denn schon in den Hundstagen des nächsten Jahres, 1733, wurde er von einem tückischen Fieber befallen. Es verließ ihn zwar wieder, kehrte aber mit verstärkter Heftigkeit zurück. Und Pietsch, der bisher wohl nur einmal — im März 1726 — ernstlich krank[2] gewesen war, unterlag dem neuen Auftreten der Krankheit am 29. Juli, morgens gegen 2 Uhr, unerwartet für alle, die ihn kannten. Am 10. August wurde er im sogen. „Professoren-Gewölbe“, das an der nördlichen Mauer des Domes, der Universität gegenüber, lag, beigesetzt. In diesem Gewölbe erhielten die Professoren samt ihren Frauen und Kindern freies Begräbnis[3]. Bei der Beisetzung sangen die Trauernden ein Lied, das Pietsch selbst auf die Beerdigung seiner Schwägerin gedichtet hatte (Ausgabe Bock, S. 241). Bock hatte eine Trauerkantate verfaßt: „Dem weitberühmten, nunmehro durch ein frühes Absterben in die Ewigkeit versetzten Johann Valentin Pietsch, . . . hat an Dessen Beerdigungs-Tage aus gerechtem Antriebe nachfolgende Gedancken in einer Trauer-Cantata unter vieler Wehmuth entworffen

[1] Brief vom 25. IV. 1732: G. S. II, 170/171 (259).

[2] Vgl. sein „Dancklied nach überstandener Kranckheit“ (Ausgabe Bock, S. 429).

[3] Vgl. Arnoldt I, S. 118 f.

Dessen wahrer Freund Johann George Bock“[1] (in der Ausgabe von Bocks Gedichten, Königsberg 1756, S. 507—510). Bock gab seiner Verehrung für Pietsch noch in einem zweiten Gedicht Ausdruck: „Auf dem nach seiner frühen Abforderung von allen Kennern der Wissenschaften billig bedaureten Herrn Johann Valentin Pietsch“ (Ausgabe von 1756, S. 346—9).

Pietschs Frau, Concordia Renata, verheiratete sich bald wieder mit dem Königsberger Kriegs- und Domänenrat Johann Christoph Günther; sie starb wohl noch vor 1740.

Pietschs Sohn, Johann Friedrich, war bei dem Tode des Vaters vier Jahre alt. Er besuchte später das pietistische Collegium Fridericianum und wurde am 3. April 1744 an der Albertina immatrikuliert. Das Studium scheint ihn zu keinem Ziele geführt zu haben. Wenigstens beabsichtigte er 1752, immer noch als studiosus bezeichnet, ein Wohn- und Brauhaus — anscheinend in Landsberg an der Warthe — zu kaufen und lieh zu diesem Zwecke Geld. Sein Name ist dann in den Königsberger Akten nicht mehr genannt; offenbar verließ er seine Vaterstadt, wohin er ging, wissen wir nicht. —

In seiner Professur fand Pietsch bald einen Nachfolger. Neben anderen Bewerbern standen zur engeren Wahl Daniel Heinrich Arnoldt, der außerordentlicher Theologieprofessor war, und Thomas Burckhardt. Der glückliche Nachfolger wurde Pietschs Freund Bock, der sich ein Jahr vorher durch ein Gedicht auf die Aufnahme der Salzburger Emigranten in Ostpreußen bekannt gemacht hatte; am 9. September 1733 erhielt er die königliche Bestätigung.

---

[1] Einzeldruck auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg. Das Gedicht wurde öfters nachgedruckt, wohl nicht wegen seines dichterischen Wertes, sondern vielmehr aus Verehrung für Pietsch, so in den „Hamburgischen Berichten“ 1733, S. 545—7, und in „Der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Oden und Cantaten in vier Büchern“. Lpzg. 1738, S. 450/2.

Zweites Kapitel.

Einzeldrucke und Ausgaben der Gedichte Pietschs.

Von keinem der Gedichte Pietschs hat sich das Manuskript erhalten; einen Ersatz dafür bieten uns jedoch die sehr zahlreich erhaltenen Einzeldrucke. Es seien zunächst die der größeren Dichtungen aufgezählt; Exemplare davon befinden sich, soweit nichts anderes angegeben ist, auf der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg.

„Ihrer Hoch-Fürstl. Durchl. / Printzen / EUGENII / von / Savoyen / Sieg-reicher Feldzug / Wieder die Türcken, / Entworffen / von / D. Johann Valentin Pietsch." 6 Bl. 2°. o. O. u. J.

Das Gedicht erlebte mehrere Auflagen, bis wohl 1721 die „letzte" erschien: „Sr. Hoch-Fürstl. Durchl. / Eugenii Francisci, / Hertzogs von Savoyen, / Siegreicher erster / Feldzug / des letzten Türcken-Krieges, / Nebst einer Ode / auf dieses vollkommenen Feld-Herrn überstandene Kranckheit / entworffen durch D. Johann Valentin Pietsch, / Seiner Königl. Majest. in Preussen Hoff-Raht und Leib-Medicum, Land-Physicum und Professorem Ordinarium / der Poesie zu Königsberg. / Letzte Aufflage. Königsberg, gedruckt in der Königl. Preußis. Hof-Buchdruckerey." 16 Bl. 2°.

„Carls des Sechsten Sieg über die Türcken." 4 Bogen 2°. (1719). Ein Exemplar dieses Druckes war auf keiner deutschen Bibliothek nachzuweisen.

„Ausführliche Abbildung aller Leydens-Martern und Todes-Quaalen JESU Christi, des Erlösers der Welt, zum Gedächtniß Seines blutigen Opfers und des großen Versöhnungs-Tages in eine Poesie gefasset von Johann Valentin Pietsch, Königl. Preuß. Hoff-Rath. Mit Röm. Kayserl. Königl. Poln. und Königl. Preußis.

Majest. Majest. Majest. allergnädigsten Privilegien. Königsberg, verlegt von Gottfried Hallervord, Buch-Händler. 1731." 5 unbez. Bl. + 151 S. 4°.

Ein verbotener Nachdruck davon scheint 1734 zu „Coppenhagen" in 8° erschienen zu sein: diese Ausgabe, die nur von Wetzel (Analecta hymnica II, S. 603) erwähnt wird, ist auf keiner deutschen Bibliothek nachzuweisen. Eine rechtmäßige zweite Auflage erschien zu „Königsberg und Leipzig, zu finden bey Christoph Gottfr. Eckart. 1740." 4 unbez. Bl. + 151 S. 4°. (Exemplare auf der Kgl. Bibliothek Berlin und der Stadtbibliothek Hamburg.)

Außerdem haben sich von zahlreichen Lobgedichten, Gelegenheitsgedichten und anderen Dichtungen die Einzeldrucke erhalten. Auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg ließen sich deren 85 nachweisen. Die Gedichte, die Pietsch auf den preußischen Krönungstag und auf den Geburtstag des Königs lieferte, haben sich lückenlos als Einzeldrucke erhalten, ihre Zahl beträgt 31. Von den Hochzeitsgedichten sind 14 Einzeldrucke auf uns gekommen, von den Trauergedichten 27; also von weitaus den meisten dieser Gedichte sind uns die Einzeldrucke überliefert, denn die Zahl der kleineren Gedichte Pietschs beträgt gegen 120. Die Einzeldrucke sind nicht gesammelt, sondern finden sich in mächtigen Folianten von „carmina gratulatoria", „carmina nuptialia", „carmina funebria" und „carmina varii argumenti" verstreut.

In diesen Bänden sind die Gedichte nicht nach ihren Verfassern geordnet, sondern alle, die auf den gleichen Anlaß geschrieben sind, stehen beieinander. So kommt es, daß die erwähnten 85 Gedichte auf 17 Folianten verteilt sind. Die Gedichte sind fast durchweg in der „Kgl. Hoff- und Academischen Buchdruckerey" gedruckt. Was Pietschs Einzeldrucke auszeichnet, ist der scharfe und gefällige Druck und der Schmuck von schönen Vignetten. Auch Gottsched rühmt es, „wie sehr der sel. Verfasser auf einen prächtigen Druck und äußerliche Zierrathe seiner Gedichte gehalten"[1]. Die Drucke einzeln aufzuführen, wäre müßig; uns sind sie besonders wichtig, um festzustellen, ob die Herausgeber der Gedichte Änderungen vorgenommen haben oder nicht.

[1] „Beytr. zur crit. Historie", 1741, S. 158.

Nur im Einzeldruck überliefert ist uns ein lateinisch abgefaßtes Lobgedicht auf den englischen Feldherrn Marlborough:

„Aeternae memoriae, invictissimi herois, Magni, Britannorum exercitus Imperatoris, Principis et ducis, Johannis Malborougii sacr. Regiomonti, Literis Reusnerianis." 2 Bl. 2°.

Die Gedichte, die Pietsch auf die drei großen Kirchenfeste in lateinischer Sprache, stets zwei Quartblätter lang, abfaßte, wurden den theologischen Festprogrammen angehängt. Diese Festprogramme sind sämtlich auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg erhalten, und damit auch die Gedichte Pietschs, und zwar in zwei Bänden:

„Programmata Festiva Regiomontana ab anno MDCCI usque ad MDCCXX" und der Fortsetzung davon: „... ab anno MDCCXXI usque ad MDCCL."

Nur eins dieser Gedichte erschien auch als Einzeldruck; es war das Gedicht vom Osterprogramm 1723:

„Jesu Christo Pacis reparatori Sacrum."

Der Gedanke, die Einzeldrucke zu einer Ausgabe zu vereinigen, ging von Gottsched aus, der als junger Leipziger Magister damit seinen Lehrer ehren, vor allem aber sich selbst einen Namen machen wollte. So erschienen denn:

„Herrn D. Johann Valentin Pietschen, Königl. Preußischen Hof-Raths und Leib-Medici, wie auch Ober-Land-Physici, und der Poesie Prof. Ord. in Königsberg, Gesamlete Poetische Schrifften, Bestehend aus Staats- Trauer- und Hochzeit-Gedichten, Mit einer Vorrede, Herrn le Clerc übersetzten Gedanken von der Poesie und Zugabe einiger Gedichte von Johann Christoph Gottsched, A. M. Leipzig, 1725. zu finden bey Grossens Erben." 1 Kpfr. + 31 unbez. Bl. + 258 S. 8°.

Auf die Widmung an Joh. Burchard Mencke folgt die Vorrede, die sich zu einer kleinen Lobschrift auf Pietsch gestaltet, sodann die Übersetzung von Jean Leclerc's „Gedanken über die Poeten und Poesie an sich selbst". Gottsched scheint diese Arbeit des französischen Kritikers, die einen Teil von dessen „Parrhasiana" bildet (Amsterdam 1699—1701), sehr geschätzt zu haben, denn er druckte sie noch einmal im 6. Bande der „Crit. Beyträge" ab (1740, S. 531 ff.), und in der Vorrede zum 2. Bande der „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit" (6. Aufl.) von 1755 sagt er,

daß er sie „für werth hielt, von deutschen Dichtern in Überlegung gezogen zu werden". Die Einteilung der Gedichte Pietschs in Staats-, Trauer-, Hochzeitsgedichte ist die in allen damaligen Sammlungen gebräuchliche. Schließlich fügt Gottsched noch drei eigene Gedichte bei, von denen er das auf Mencke später — in der erwähnten Vorrede von 1755 — als eins seiner allerschlechtesten bezeichnet. Die Übersetzung aus Leclerc und die eigenen Gedichte fügte Gottsched bei, um nicht „als ein blosser Sammler und Herausgeber der gelehrten Welt zu erscheinen", mit anderen Worten, um auf leichte Weise sich selbst bekannt zu machen.

Wie es sich mit der Vorgeschichte dieser Ausgabe verhält und wie Gottsched seinen Lehrer um das Honorar des Verlegers brachte, hat Waniek ausführlich dargelegt (a. a. O. S. 47 ff.) und auch einen Brief Pietschs an Gottsched vom 16. März 1724 im Auszuge wiedergegeben. In jüngster Zeit hat nun Eugen Reichel in seiner Gottsched-Biographie (I, S. 147 ff.) Gottscheds Handlungsweise zu verteidigen gesucht. Doch läßt sich Gottsched vom Vorwurfe der Hinterlist nicht freisprechen, denn Pietsch lag viel an einem guten Verlegerhonorar, das der Güte seiner Gedichte entspräche; er schreibt es selbst an Gottsched[1]: „Es heißet denn doch wie mit den Vasenwahren, was Gutes wird theuer bezahlt ... Dieses ist das principium adaequatum, worauf das ganze Systema meiner Resolution ruhet, und stehet es nun bey dem Herrn Schustero (das war der Verleger) etwas raisonabeles zu determiniren."

Und so eigenmächtig verfuhr Gottsched bei dieser Ausgabe, daß er die Werke Pietschs, die ihm dieser zu überlassen versprochen hatte, gar nicht in die Ausgabe aufnahm; Pietsch hatte geschrieben: „Alßdann stehet 1) mein Carl VI. 2) meine ungedruckte 3) meine gedruckte auch 4) die Anleitung zur Poesie[2] ja 5) alles was er geschrieben haben will zu seinen Diensten." Gottsched machte von diesem Angebote keinen Gebrauch, sondern nahm nur das in seine Ausgabe, was ihm in Einzeldrucken vorlag.

Nach Wanieks Meinung (a. a. O. S. 49) konnte Pietsch die Handlungsweise Gottscheds nie verwinden und brach jede nähere

[1] In dem schon erwähnten Briefe vom 16. März 1724: G. S. I, 2—4 (2).

[2] Pietsch hatte also eine Poetik geschrieben, von der wir sonst nichts wissen.

Verbindung mit ihm ab. Wanieks Ansicht bedarf einer Berichtigung, die auch zum Teil schon Reichel gegeben hat. Allerdings brach Pietsch jeden weiteren Briefwechsel mit Gottsched ab, und daß er das hinterlistige und eigenmächtige Vorgehen Gottscheds nicht vergessen konnte, sehen wir aus einem Briefe Königs an Gottsched[1]: „Er (= Pietsch) war nicht wohl auf Sie zu sprechen, theils wegen der Ausgabe seiner Gedichte, theils wegen der vorgesetzten Vorrede, wodurch Sie ihm so viel Leuthe auf den Hals gehetzt hätten, theils wegen der Tadlerinnen, darinn viel Satyren wider Leuthe in Königsberg, die alle ihm Schuld gegeben hätten. s. s. Ich habe ihn aber völlig detourniret, sogar, daß er mir versprochen, Ihnen von nun an seine Freundschaft wieder zu schencken. Sie können einmahl an ihn schreiben, sich hierauf beziehen, sich seine favorable Antwort versprechen.“ Andererseits besaß aber Pietsch einen viel zu gutmütigen und leichten Sinn, als daß er Gottsched sein Vergehen lange nachgetragen hätte. So konnte bereits am 1. Oktober 1725 Kreuschner an Gottsched berichten, daß Pietsch keinen Zorn gegen ihn hege (die Stelle teilt Reichel mit: I, S. 151), und Kreuschner fügt hinzu: „Seine natürliche Neigung leidets ohnedaß nicht lang Zorn zu halten; weil er sein ruhiges Vergnügen, welches er nur gar zu sehr liebet, damit nicht stören mag.“ Und schließlich mußte sich Pietsch sagen, daß Gottsched, der mit den bedeutendsten Verlegern Fühlung hatte, ihm wohl noch einmal nützen könnte; so läßt denn Pietsch am 6. April 1728 Gottsched durch Bock ersuchen, ihm einen Verleger zuzuwenden (die Stelle führt Reichel an: I, S. 151). Und zwei Jahre später schreibt Bock an Gottsched in Bezug auf Pietsch[2]: „Er läßet sein Compliment an den H. Bruder machen und versichert Ihn ein guter Freund von demselben jederzeit zu verbleiben.“ Es ist dies die letzte Nachricht, die wir über das Verhältnis Pietschs zu Gottsched haben; wir sehen, daß Pietsch alles verziehen hatte. —

Gottscheds Pietsch-Ausgabe fand eine günstige Rezension in den Leipziger „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“ 1725, S. 336 und S. 720, wobei vor allem der Dichter Lob erhält. Eine ausführliche Besprechung brachten dann die „Deutschen Acta

[1] Am 22. Oktober 1728: G. S. I, 77/78 (42).

[2] Brief vom 21. April 1730: G. S. I, 230/1 (119).

Eruditorum“ 1725, Teil 108, S. 892—899, auch wieder mit besonderem Lob für Pietsch. Eine für den Herausgeber wie für den Dichter gleich ungünstige Rezension brachte Michael Ranffts „Teutscher Pavillon der Musen, oder Versammlung der Gelehrten, welche in Recensirung und Beurtheilung der allerneuesten Schrifften . . . einen beliebigen Beytrag thun. IV. Sammlung.“ Leipzig 1725, S. 366—376[1]: wenn hier auch Pietschs Gelegenheitsdichtungen als wenig gelungen bezeichnet werden, so wird ihm doch (S. 376) „der Ruhm eines guten Poeten in der erhabenen Schreibart“ nicht abgesprochen. Diese im ganzen abfällige Kritik ist aus nichts erwachsen als aus Neid darüber, daß den „Meißnischen“ Poeten von einem „Preußischen“ Dichter der Ruhm streitig gemacht wurde; dies wird offen gesagt: „Die Herren Preußen, die selbst nicht wissen, ob sie sich zu den Teutschen oder Polacken rechnen sollen, . . . fangen allmählich an, in der gelehrten Welt rege zu werden.“ In Ostpreußen war man über eine solche Kritik natürlich nicht erbaut, und Theodor Ludwig Lau übernahm es im Anhang seiner „Übersetzung der 5. und 8. Satyre des Boileau“ (Königsberg 1728)[2], Pietsch und damit die preußischen Dichter überhaupt zu verteidigen; wir sehen daraus die Betonung des Gegensatzes der Volksstämme in der damaligen Literatur.

Etwa 1728 war Gottscheds Pietsch-Ausgabe vergriffen, und eine neue Auflage wurde vorbereitet; im Januar 1729 fragte D. H. Arnoldt bei Gottsched an, ob die neue Ausgabe schon erschienen sei; sie erschien dann 1731:

„Poetische Werke. gr. 8. Leipzig, Grosse 1731.“

So lautet die Notiz in Heinsius' Bücherlexikon; die Ausgabe wird noch erwähnt in Friedrich Raßmann's „Deutschem Dichternekrolog“ (Nordhausen 1818), S. 145 und in Franz Brümmers „Deutschem Dichterlexikon“ II, S. 147. Diese Ausgabe war auf keiner deutschen Bibliothek nachzuweisen; wer ihr Herausgeber war, wissen wir nicht.

Nach Pietschs Tode unternahm es dann 1739 Gottsched, eine Gesamtausgabe zu veranstalten, die er dem preußischen Kronprinzen Friedrich widmen wollte; er berichtet darüber in einem

[1] Exemplar auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

[2] Exemplar auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg.

Briefe an Manteuffel vom 19. Dezember 1739 (abgedruckt bei Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848, S. 285). Aber wir hören nichts weiter von dieser Ausgabe; wahrscheinlich erfuhr er von der geplanten Ausgabe Bocks, für die die Erben Pietschs alle bisher ungedruckten Schriften zur Verfügung stellten, und stand von seinem Vorhaben ab. Bocks Ausgabe war im Frühjahr 1739 schon soweit fertig, daß die „Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen" ausführlich davon erzählen konnten[1]. 1740 erschienen dann:

„Des Herrn Johann Valentin Pietschen weyland Königl. Preußis. Hof-Raths und Leib-Medici wie auch Professor. ord. der Academie zu Königsberg gebundne Schriften in einer vermehrtern Sammlung ans Licht gestellet von Johann George Bock der Academie zu Königsberg Profess. ord. wie auch Mitgliede der Königl. Preußis. Societät der Wissenschaften. Königsberg Verlegts Christoph Gottfried Eckart, Königl. Preußis. privil. Buchhändler. 1740." 1 Kpfr. + 7 unbez. Bl. + 436 S. + 5 Bl. 8°.

In der wortreichen Vorrede bezeichnet Bock Pietschs Gedichte als so vortrefflich, „daß man fast zweiflen solte, ob die Poesie der Deutschen jemals bey den Nachkommen eine größere Vollkommenheit erhalten werde". Er fertigt dann allerlei Tadler der Gedichte Pietschs ab, wobei er zugleich dem „Urtheils-Pächter" Gottsched einen Seitenhieb versetzt und den „tiefsinnigen" Lohenstein in Schutz nimmt. Zugleich legt er dar, wie er dazu kam, den „Carl VI." durch eigene Zutaten zu ergänzen. Für die Gedichte Pietschs behält er die Einteilung bei, die ihnen Gottsched gegeben hatte, nur fügt er noch zwei Abteilungen „Vermischte" und „Geistliche" Gedichte hinzu.

Die Ausgabe erfuhr eine Besprechung in den „Göttingischen Zeitungen von Gelehrten Sachen"[2], die fast ganz in Exzerpten aus Bocks Vorrede besteht, sodann eine ausführliche Besprechung durch Gottsched in den „Beyträgen zur critischen Historie . . ." Band VII, S. 131—166 (1741); andere gelehrte Zeitschriften brachten keine Rezensionen.

Die erwähnte Besprechung der Ausgabe durch Gottsched bietet diesem Gelegenheit, sich in umfassender Weise über

[1] Hamburgische Berichte 1739, S. 195 f. (in Nr. 24 vom 24. März).

[2] Jahrgang 1740, 54. Stück, S. 455.

Pietschs dichterische Leistungen zu äußern; zugleich ergeht er sich in mannigfachem Tadel dem Herausgeber gegenüber. Besonders wirft er Bock die Einsätze vor, die er in den „Carl VI." einschob: er hätte diese wenigstens durch anderen Druck kenntlich machen sollen. Was diese Einsätze betrifft, so sollen sie uns noch in anderem Zusammenhange beschäftigen; wie sich durch Vergleichen der Einzeldrucke mit dem Texte der Ausgabe Bocks ergab, hat dieser sonst außer orthographischen Verbesserungen an den Gedichten Pietschs nichts geändert, abgesehen von einem einzigen Fall. Im Einzeldruck und in der Ausgabe Gottscheds (S. 205) heißt es in einer Hochzeitskantate:

„Beflügelt euch,
ihr Wollust-volle Stunden, . . .
ihr kommt, ihr seid schon da!
Wie ist die Grube doch so reich,
wenn sie der Hahn erst wird ergründen,
wird er Rubinen-Blut
in den zertheilten Adern finden."

Diese Stelle schien Bock obszön, und er „verbesserte" sie (S. 168):

„wie ist die Grube doch so reich,
wird nur der Hahn sie erst ergründen,
soll ihn ihr mehr als güldnes Gut
noch fester wie der Trauring binden."

Andere Ausstellungen Gottscheds an dieser Ausgabe betreffen Äußerlichkeiten. Mit Recht tadelt er die schlechte Ausstattung des Buches, denn wirklich erscheint die Ausgabe in Hinsicht des Papieres und des Druckes sehr ärmlich, zumal wenn wir die prächtigen Ausgaben eines Canitz oder Besser damit vergleichen. Statt des schlechten Titelkupfers hätte, wie Gottsched meint, lieber ein Bild Pietschs vorangestellt werden sollen. Wahrscheinlich sollte ein solches Bild den zweiten Band der Werke Pietschs zieren. Dieser Band sollte zunächst eine ausführliche Biographie Pietschs bringen, ferner eine neue Übersetzung von Leclerc's „Gedanken von der Poesie", die Bock liefern wollte. Da Gottsched seiner Ausgabe diese „Gedanken" vorangestellt hatte, so glaubte Bock, in seiner Ausgabe dürften sie auch nicht fehlen. Vor allem aber sollte dieser zweite Band Pietschs Schriften in ungebundener Rede bringen, besonders seine moralischen Ausarbeitungen, „die von der

Stärke des Verfassers in ungebundener Schreibart einen vollkommenen Beweis darlegen“[1]. Aber dieser zweite Band der Ausgabe Bocks blieb in der Ausführung stecken und ist nie erschienen. Von den moralischen Ausarbeitungen Pietschs haben wir sonst keine Kunde.

Gottsched sagt am Schlusse seiner Besprechung dieser Ausgabe, die Sammlung der Gedichte sei nicht vollständig, und zum Beweise bringt er ein „Lobgedicht auf Bacchus“ (S. 159—166). Außerdem vermißt man bei Bock ein Gedicht: „An Phyllis“, bei Gottsched S. 217 f.; wahrscheinlich schloß es Bock von seiner Ausgabe aus, weil er ein solches jugendliches Liebesgedicht für den späteren Hofrat als unwürdig erachtete. Außerdem fehlt bei Gottsched sowohl wie bei Bock ein Gedicht, das sich nur in Menantes' „Auserlesenen Gedichten“ (Halle 1718, S. 217 ff.) findet, mit den Anfangsbuchstaben des Verfassers: J. *F.* P.: „Thränen bei dem Grabe des Erlösers“. Die Verfasserschaft Pietschs bezeugt ein Brief von J. U. König an Bodmer, abgedruckt bei Alois Brandl, „Barthold Heinrich Brockes“ (Innsbruck 1878, S. 139 ff.).

Verloren, d. h. weder im Einzeldruck noch in einer Sammlung erhalten, sind zwei Gedichte Pietschs, das eine „auf den römischen Kaiser und dessen böhmische Krönung“, erwähnt von Gottsched im „Neuen Büchersaal“, IV. Bd. (1747), S. 449 f., und dann ein Gedicht auf den Tod des Kanzlers von Ostau, bezeugt durch eine briefliche Erwähnung Bocks: „das carmen des Pietschen auf den Cantzler werde ich Dir bey Gelegenheit zustellen.“ (Brief vom November 1727 an Gottsched[2].)

Gedichte von Pietsch fanden Aufnahme in folgende poetische Sammelwerke (die Anführung der einzelnen Gedichte aber würde zu weit führen):

Christian Friedrich Weichmanns „Poesie der Niedersachsen“. 6 Teile. Hamburg 1725—1738, und zwar nur in die Teile 3—6; die Aufnahme in diese Sammlung ist merkwürdig, da Pietsch gar kein Niedersachse war.

Menantes' [Christian Friedr. Hunold] „auserlesene und theils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener berühmter und geschickter Männer“. Halle 1718—1720.

[1] Hamburgische Berichte 1739, S. 195 f.

[2] G. S. I, 37/38 (21).

Bernanders [Gottfried Behrndt] „Sammlung verirrter Musen, darinnen theils zerstreuete, theils noch gantz ungedruckte, jedoch auserlesene Gedichte verschiedener berühmten und geschickten Persohnen nebst seinen eigenen enthalten". Magdeburg und Leipzig. 10 Stücke. 1732—35[1].

[Johann Heinr. Stuß] „Sammlung auserlesener Gedichte, welche als mehrentheils neue Proben der nach jetzigem Geschmack erfahrner Kenner eingerichteten und rein-fließenden Teutschen Poesie zum gemeinen Nutzen und Ergötzen, wie auch der Jugend zu geschickter Nachahmung in III. Theilen vorgeleget worden". Nordhausen 1734[2].

Merkwürdigerweise wurden keine Gedichte Pietschs aufgenommen in Neukirchs Sammlung: „Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte[3] Gedichte" (7 Teile. Lpzg. 1697—1727), während doch Besser, König u. a. darin vertreten sind und auch unbedeutendere Königsberger Dichter, wie Georg Wilh. von Hohendorf und Daniel Hch. Arnoldt Aufnahme fanden.

In folgenden gelehrten Zeitungen wurden Gedichte von Pietsch abgedruckt:

Leipziger „Neue Zeitungen von gelehrten Sachen", Jahrgänge 1717 und 1724.

„Acta Borussica", Königsberg 1730.

„Hamburgische Berichte von gelehrten Sachen", Jahrgang 1733.

[1] Exemplar auf der Universitäts-Bibliothek Greifswald.

[2] Exemplar auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

[3] Die meisten Gedichte waren schon als Einzeldrucke erschienen!

Drittes Kapitel.

Die literarische Stellung Pietschs.

Pietschs Stellung in der Literatur und zu der Literatur seiner Zeit läßt sich nur aus der Entwicklung des Königsberger literarischen Lebens verstehen. Nach Königsberg drangen bei der Abgelegenheit der Stadt neue literarische Richtungen viel später ein als anderswohin, und wenn sie eingedrungen waren, so entwickelten sie sich um so einseitiger und schroffer. Auf die Blütezeit im 17. Jahrhundert, die Simon Dach und seine Freunde, Heinrich Albert und Robert Roberthin herbeiführten, folgte eine öde Periode von Nachtretern Dachs, aus der nur die Talente eines Johann Röling, Michael Kongehl und einer Gertraut Mollerin herausragen, bis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundets mit Pietsch wieder ein gewisser Höhepunkt erreicht wurde.

Dach war es, der als erster in Königsberg anstatt der bisherigen Willkür in Bezug auf Vers und Reim regelmäßig gebaute Verse und reine Reime in seinen Gedichten anwandte[1]. So führte er in Königsberg die Opitzische Art ein und damit zugleich die einfache Nüchternheit, die den älteren Schlesiern eigen ist. Dieses gewiß nicht geringe Verdienst Dachs schätzten die folgenden Königsberger Dichter so hoch ein, daß es ihnen unmöglich schien, über Dach dichterisch hinauszukommen, und so ahmten sie seine Art fleißig nach. Sein Ansehen wirkte so stark nach, daß der schwülstige Geschmack der jüngeren Schlesier zunächst fast keinen Eingang in Königsberg finden konnte. Um so leichter schloß man sich den Gegnern der Lohensteinischen Art an, in denen man nur die Erneuerer des Opitzischen Geschmacks sah. In Hieronymus Georgi sahen wir den Repräsentanten der alten

[1] Vgl. G. C. Pisanski, „Entwurf einer preußischen Literärgeschichte", herausgeg. v. R. Philippi, Königsberg 1886, S. 408 f.

Anhänger Dachs, in den Rivalen Pietschs bei der Bewerbung um die Professur die Anhänger der Gegner des Schwulstes.

Daneben hatten aber doch auch um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts und schon vorher einzelne leichtbewegliche Köpfe sich die Dichtungen der jüngeren Schlesier zum Muster gewählt. Auch Pietsch hat in seiner frühen Jugend zu diesen gehört; er sagt es selbst[1]:

„Wenn mich des Vaters Zwang im Tichten stöhren wolte,
That ich, was mir gefiel, und selten, was ich solte.
Ein schmutzig Einmal-Eins war mein geschworner Feind,
Und Hoffmanns-Waldau blieb mein allerbester Freund."

Aus dieser Zeit Pietschs hat sich nur wenig erhalten, ein kurzes Gedicht „An Phyllis" (Ausgabe Gottsched, S. 217 f.), ein galantes Gedicht in der Art der jüngeren Schlesier; deutlicher erkennbar ist der Einfluß der Schwulstdichtung in einem Trauergedicht aus dem Jahre 1709: „Der Ruhmwürdige Jungfer-Krantz, bey dem Leich-Begängnisse der ... Jungfr. Maria Louysa Laudienin" (Ausgabe Bock, S. 278 ff.); das Gedicht ergeht sich in gehäuften gelehrten Anspielungen und einem aufdringlichen Gebrauch der sog. Realien, wie Purpur, Hyazinth, Rosen, Lilien, Nelken. Freilich ist es verfehlt, Pietsch um dieses einen Gedichtes, und zumal eines Jugendgedichtes, willen einen Platz unter den Lohensteinianern anzuweisen, wie dies Wilhelm Dorn tut[2] (W. Dorn, Benjamin Neukirch, Berlin 1897, S. 121); ebenso rechnet Fr. Breitmaier in seinem Werke: „Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing" (Bd. I, S. 141, Frauenfeld 1888) Pietsch unter die Lohensteinianer. Vielmehr muß dieses Gedicht als ein Rückfall Pietschs zu einem literarischen Geschmacke bezeichnet werden, den er schon in einem Gedicht auf den preußischen Krönungstag des Jahres 1709 überwunden hatte (Ausgabe Bock, S. 269). Das Studium der Gedichte Neukirchs war es gewesen, das Pietsch von den jüngeren Schlesiern weggeführt und auf die Seite der Gegner des Schwulstes gestellt hatte; Neukirchs Gedichte waren es denn auch, die sich der zum

[1] Mitgeteilt in der Vorrede von Gottscheds Pietsch-Ausgabe.

[2] Dorns Verwunderung darüber, Pietsch habe noch 1709 dem Schwulststil gehuldigt, erklärt sich daraus, daß er die eigenartige Entwicklung des Königsberger literarischen Lebens nicht kannte.

„reinen Geschmack“ Bekehrte zum Muster vorstellte. Wohl hatte er auch Canitz und Besser studiert, aber jener war ihm zu satirisch und dieser zu kalt und matt, „als daß er sie hätte nachahmen mögen“[1]. Zeitlebens blieb Pietsch der am französischen Klassizismus geschulten Art Neukirchs treu, zu der er 1709 übergetreten war. Etwa im Jahre vorher, 1708, war der Mann nach Königsberg gekommen, der dort den Lohensteinischen Geschmack erst wirklich einführte, Johann George Neidhardt. Es ist bezeichnend, daß zu einer Zeit, wo man ihn in anderen Städten ausgepfiffen hätte, Neidhardt in Königsberg den Schwulststil als etwas Neues anpreisen konnte.

Neidhardt, aus Bernstadt in Schlesien, hatte zu Altdorf, Wittenberg und Jena studiert und nannte sich auch in Königsberg zunächst noch stud. theol. et phil., 1720 wurde er Kapellmeister an der Schloßkirche und starb als solcher am 1. Januar 1739. Als Kapellmeister und Komponist besaß er einen guten Ruf, ebenso als Verfasser musiktheoretischer Schriften[2]. Als Kapellmeister verfaßte er eine große Zahl von Kantaten auf kirchliche Feste; ferner schrieb er Hochzeits- und Trauergedichte. Neidhardt ist in Gottscheds Werken als ein abschreckendes Beispiel für den Schwulststil hingestellt worden, als ein „Anbether Lohensteins, der an Schwulst und schwärmendem Witze wohl zehen Lohensteinianer übertraf“[3], und in der „Critischen Dichtkunst“ bringt Gottsched Beispiele von Neidhardts Dichtungen (3. Auflage, S. 282, 320, 370 f., 646). Die Gottsched-Biographen haben die Ansichten Gottscheds rekapituliert und sich um Neidhardt nicht weiter gekümmert. Im ganzen haben sich auf der Universitäts-Bibliothek Königsberg etwa 40 Gedichte Neidhardts erhalten, und zwar in Einzeldrucken. Von den vier Gedichten, die Gottsched erwähnt, hat sich das auf den Tod des Dr. Wenzel (Gottsched, a. a. O. S. 283 u. 320) und die Trauerkantate auf den Grafen Waldburg (S. 646) erhalten, während das andere Gedicht auf Waldburg und das auf eine Rektorwahl sich nicht mehr nachweisen läßt (S. 370). Die Beispiele, die Gottsched anführt, stellen noch nicht das Schlimmste dar, was sich Neidhardt an schwülstiger und

[1] Crit. Beytr. 1741, S. 136.

[2] Aufgezählt bei Pisanski, a. a. O. S. 665.

[3] Crit. Beytr. 1741, S. 154.

geschraubter Schreibart geleistet hat; es würde zu weit führen, mehr Beispiele dafür beizubringen, nur ein ganz seltsamer Einfall aus einem Trauergedicht aus dem Jahre 1712 sei hier mitgeteilt:

„Wo bist du nun? verwegne Sterblichkeit?
Die Andachts-Seufzer sind Canonen,
so Dir, wenn Deine Ohnmacht dräut,
den Leichen-Wall, gleich Donner-Wettern,
auf einen Schuß zerschmettern."

Am erträglichsten ist Neidhardt in seinen kirchlichen Kantaten, obwohl er auch da oft vom „Himmelskuß der göttlichen Liebe" und dem „Rosen-gleichen Blute Christi" redet. Neidhardt, der sich selbst als „eine der geringsten Schlesischen Federn" bezeichnete, war sicher dichterisch nicht unbegabt, doch konnte er seine überschlagende Phantasie nicht mäßigen und dem überladenen Schwulststil nicht entsagen. Er fand unter der Königsberger Jugend, der er Unterricht in der Poesie erteilte, viel Verehrer und Nachahmer, zu denen auch Johann George Bock lange Zeit gehörte.

Für Pietsch war Neidhardt der literarische Gegner, mit dem er den Kampf aufzunehmen hatte. Pietsch konnte zwar seinen Gegner nicht zum Schweigen bringen, aber es gelang ihm, Neidhardt nicht nur das Gegengewicht zu halten, sondern auch dem Neukirchischen Geschmack immer mehr Anhänger zu gewinnen. Wie schwer es freilich für Pietsch war, sich bei Antritt seiner Professur Neidhardt und seinen Anhängern gegenüber zu behaupten, zeigt der Anfang eines Trauergedichts von Pietsch aus dem Jahre 1718 (Ausgabe Bock S. 202); er sagt da:

„Wer liebt wohl ein Gedicht? wenn nicht entfernte Sachen
die vielen Reihen bunt, den Einfall Krafft-loß machen...
So will auch Königsberg nur solche Dichter hören,
die ihren eignen Vers durch fremde Namen stöhren."

Überhaupt glaubte Pietsch, als er die poetische Professur übernahm, daß er ihren dichterischen Anforderungen mit seinem Können nicht gewachsen sei; er sagt es selbst in dem ersten Leichengedicht, das von ihm verlangt wurde (Bock S. 191):

„Was hofft denn Königsberg von meinen neuen Saiten?
die Laute, welche schon zu Wilhelms güldnen Zeiten
der Preußen Dach besaß, kommt zwar von ihm auf mich,
nicht aber seine Kunst..."

★

Pietsch war kein besonders fruchtbarer Dichter; die Zahl der Werke, die er auf eigenen Antrieb hin, nicht von Amts wegen oder aus konventionellen Gründen, verfaßte, ist daher nicht groß. Die Verse gelangen ihm zwar leicht, und der erste Entwurf war schnell aufs Papier gebracht; aber er begnügte sich nie mit dieser ersten Fassung, sondern besserte und feilte lange an seinen Gedichten, bis er endlich die Form gefunden hatte, die ihm als die glücklichste erschien. Bock redet in der Vorrede zu seiner Ausgabe von dem „offtmaligen Durchstrich", der die Manuskripte Pietschs fast unleserlich mache; und Pietsch sagt es selbst in dem schon erwähnten Briefe an Gottsched: „. . . ich auch 10 mahl so viel Zeit auf die Polirung und Correctur meiner Gedichte brauche alß andre zu ihrer Arbeit anwenden, mit rechter Mühe meine Wercke ausarbeite und nicht umb die Bogen zu füllen, was mir in den Sinn kommet hinschmiere, sondern mehr vor meine Ehre sorge alß daß ich umb das Geld der H. Verleger ein Taglöhner seyn solte."

Lebenslauf.

Ich, Karl Heinrich Johannes Hülle, wurde am 28. Juni 1892 zu Erfurt geboren als Sohn des Lehrers Josef Hülle. Ich wurde im protestantischen Bekenntnisse erzogen. Nach einer dreijährigen Bürgerschulbildung trat ich Ostern 1901 in das Königliche Realgymnasium meiner Vaterstadt ein, das ich, nachdem mein Vater gestorben war, Ostern 1906 mit dem dortigen Königlichen Gymnasium vertauschte. Nach bestandener Reifeprüfung bezog ich im Sommersemester 1911 die Universität München, um vornehmlich deutsche und klassische Philologie sowie Philosophie zu studieren. Mit Ausnahme des Sommersemesters 1912, in dem ich zu Freiburg im Breisgau, und des Wintersemesters 1912/13, in dem ich zu Halle immatrikuliert war, verbrachte ich meine ganze Studienzeit in München.

In Freiburg besuchte ich die Vorlesungen und Übungen der Herren Aly, Kluge, Reitzenstein, Rickert, Schwartz, Witkop; in Halle der Herren Bremer, Büchsel, Feine, Jahn, Leuze, Steuernagel, Waetzoldt; in München der Herren Allers, Bäumker, Burger, Crusius, Friedrich, Geiger, Jansen, König, Kutscher, von der Leyen, Muncker, Paul, Rehm, Simon, Simonsfeld, Strich, Voll, Vollmer, Weyman, Wilhelm, Wölfflin, Wolters, Zucker.

Allen meinen Lehrern fühle ich mich zu herzlichstem Danke verpflichtet; in erster Linie gebührt er Herrn Professor Dr. Muncker und Herrn Geheimrat Professor Dr. Paul.

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt